Aus der

Leih-Bibliothek

von

EDUARD LAUBACH

IN SORAU.

*Bibl.-Nr.*_____

PQ
2211
.C412
.A4
1853
SMRS

Salmigondis,

oder

Novellistische Bunte-Reihe des Auslandes,

in freien Uebertragungen

von

Theodor Hell

und

seinen Freunden.

Monatsschrift.

I. November.

Preis für 6 Hefte à 10—12 Bogen 3 Thlr. (fl. 5. 24 kr.)

Leipzig. 1833.

bei Christian Ernst Kollmann.

Koketterie aus Langerweile.

(Beschluß.)

II.

Den folgenden Tag erwachte Anais, die sich ihr Herz durch Nachdenken und ihre Mittheilung an Emma erleichtert, in einer ruhigern und weniger düstern Stimmung. Zuerst fiel ihr das hübsche Ballkleid in die Augen, und da mußte denn die ganze Zusammenstellung des Anzugs bedacht werden. Hängt die Pracht und das Ausgesuchte des Putzes auch, bis auf einen gewissen Punkt, vom Reichthum welcher ihn bestimmt, und vom Namen derer, welchen er anvertraut wird, ab, so ist doch die vollkommenste „élégance" die Frucht des Geschmackes und der Art und Weise derjenigen,

welche ihn anwendet. Durch Kleidung lassen sich Geist und Charakter errathen, so wie denn auch der mächtigste Zauber eines Putzes, in der vollkommensten Uebereinstimmung besteht, zwischen ihm und dem Alter, wie der Gestalt und den Gewohnheiten jener, welche ihn wählt.

Das junge unschuldige Mädchen, einfach und unschuldig selbst in ihrer Kleidung, bezeigt durch ihn nur die Neigung zum Tanze, und das Bedürfniß sich zu bewegen. Erwacht der Gedanke in ihrem Herzen an einen jungen Mann, der sie auf dem Balle erwartet, so wird eine bis dahin unbekannte Sorgfalt, eine neue Verzierung, ein Band an ihrem Gürtel, eine Blume in ihrem Haar, künstlicher geordnet, jenen neuen Gedanken verkünden. Wenn der Reiz der Koketterie, dies Verlangen zu herrschen, und Allen das einzuflößen was Liebe bei einem Einzigen wünscht, ihr junges Gemüth belebt, so werden täglich verschiedene Gegenstände die Reize verschönen, die einen jeden, mit dem Anblick dessen, was ihn am meisten verführen könnte, erscheinen sollen. In dem Grade wie ihr Geschmack weniger

rein und mehr von der Natur abweichend wird, und wie in ihrer durch die Welt entfalteten Seele, Anmaßungen und Pläne jeder Art entstehen, werden sich in ihrem Putze tausend Abwechselungen einander folgen; und wenn ihr Geist, fortgezogen durch die Thorheiten die ihn umgeben, verwirrt durch erkünstelte Gefühle, dieser klingenden Münze der großen Welt, einst in reifern Jahren, den Gesinnungen, welche nothwendiger Weise das Alter herbeiführen, den Geschmack und das Richtige der Jugend, beimischt, dann wird die verworrene Tracht, die sie zu Hülfe ruft, das Unzusammenhängende und den Wirrwar ihrer vereitelten Hoffnungen bezeugen.

Nach diesen Beobachtungen zu urtheilen, hatte Anais für diesen Abend nur die unschuldige Absicht allgemein zu gefallen, denn sie suchte lächelnd dem Kostbaren, den Reiz der „élégance" zu geben, schön und lieblich zugleich, einfach und prächtig zu seyn, um alle Blicke anzuziehn und den Beifall auch des entgegengesetzten Geschmackes zu ernten.

Nur um ihr müssiges Herz zu hintergehen, be-

schäftigte sie ihre Gedanken endlich mit dem gefährlichen Vorsatz zu erobern, der, ohne Wunsch zu besitzen, die Glückswürfel eines Kampfes wagen läßt, wo selbst der Sieg oft theuer zu stehen kömmt.

Der Ball war prächtig, in der Mitte einer Menge bewundernswürdigen Schönheiten blieb Anais ohne Nebenbuhlerin und war die Königin des Festes. Oefter schon hatte dieser Triumph der Eitelkeit ihre Seele betäubt, aber nie sie vollkommen befriedigt. Sie dachte an die Leere, an die Nichtigkeit eines solchen Beifalls, an die grenzenlose Gleichgültigkeit in der diese neugierige Menge sie ließ, und ihr Herz trauerte, nicht ein anderes aufzufinden, um in ihm alle Eindrücke die es empfing zurückgestrahlt zu sehen.

In einem Augenblick wo sich die Unterhaltung um sie her so bildete, daß ihr Schweigen nicht bemerkbar war, hatte sie ihre Gedanken in jener gewöhnlichen und schmerzlichen Abgeschiedenheit umher irren lassen, die sich immer in der Mitte einer Menge, wenn nichts dort unser Herz anspricht, finden läßt.

Ihre zögernden Blicke wanderten mit unerklärlicher Schwermuth über die Gegenstände die sie umgaben, aber ihre Seele war abwesend, denn sie hatte weder Friedrich noch seinen Freund bemerkt. Der Erstere hörte verschiedenen Gesprächen zu und Herr von Charancey beobachtete theilnehmend und neugierig den sonderbaren Ausdruck ihrer Züge.

„Aber woran denkst Du denn Schwester?" rief Friedrich, sie ansehend.

Anais zitterte, denn sie bemerkte zugleich zwei Augen auf sich gerichtet, die den Grund ihrer Zerstreuung zu errathen suchten und für unbekannte Leiden Theilnahme auszusprechen schienen — dies waren Alberts Augen, der aber beschämt, ihr Geheimniß erforschen zu wollen, seine Verlegenheit durch einige Redensarten nebst der Bitte um einen Tanz verbarg und sich dann zu ihr setzte.

Da fand Anais ihre liebenswürdige und glänzende Heiterkeit wieder, beißende Antworten, lebendigen Scherz, und ihre unbefangnen und tiefen Gedanken, denn sie fühlte, daß nichts verloren sey. Man kannte den Ruf

des Verstandes des Herrn von Charancey, und Anais wußte auch wie wohl er ihn verdiente; denn es war nicht ein solcher Ruf, wie deren oft in unsern Zeiten entstehen, jene vergänglichen Gebäude, von Ränken mit großer Mühe errichtet, durch wiederholte Anstrengung erhalten, die wie Kartenhäuser zusammen stürzen, wenn die Aufmerksamkeit sie zu bewachen einen Augenblick schwindet. Albert besaß nur einen erhabenen Geist; Zeitschriften hatten davon nicht gesprochen, er ließ ihn nicht ausrufen, und hing seinem Verdienste kein Zeichen aus; die Guten hatten ihn also von selbst errathen, und die neidische Mittelmäßigkeit ließ es geschehn, denn er war so unbekümmert, Trägheit und vielleicht Nichtachtung entfernten ihn so sehr von Plänen sowohl wie vom Ehrgeiz, daß ihn zu loben, gefahrlos war; keinem trat er in den Weg, selbst nicht in Rücksicht des Beifalls der Welt und seine Nachlässigkeit gestattete Andern immer Zeit, ihm zuvor zu kommen. Doch sagte man, Niemand flöße heftigere, leidenschaftliche Liebe ein, wie er; mag seyn, daß die Frauen,

gewöhnt aus Instinkt zu urtheilen, ein wahrhaft ausgezeichnetes Herz besser erkennen, oder daß diese natürliche Gleichgültigkeit den Huldigungen, die nicht verschwendet wurden, einen größern Werth verlieh; genug, Albert war das Ziel, nach welchem die Koketterie der schönsten Frauen strebte; nie indessen schien es ihn eitel zu machen, noch er den geringsten Werth darauf zu legen.

In der Mitte einer Gesellschaft, deren eigentliches Unrecht, in den Augen der besseren Menschen, in jener scheinbaren Einförmigkeit besteht, welche jedem Einzelnen ein und dieselbe Form, nach dem Grade seines Ranges giebt, bemerkte Albert mit Interesse, das Eigenthümliche, welches Anais durch den Reiz einer Natürlichkeit, frei von aller Ziererei, so anziehend machte. Mehr als einmal hatte das Ergründen dieser Naivität, welche durch die große Welt nothwendiger Weise verschwinden muß, ihn gefesselt, und die junge Frau fühlte sich durch jene beneidete und selten erhaltene Aufmerksamkeit geschmeichelt. Aber sobald sich Alberts Augen in dieser gefährlichen Anschauung beleb-

ten, und sie andere Pläne und Hoffnungen darin zu lesen glaubte, verscheuchte unwillkührlich ihre Zurückhaltung, die Vertraulichkeit welche die Freundschaft, durch Albert und Friedrich von früher Jugend gepflegt, herbei führen konnte. Doch hatte sie sich an jenem Abend, unter der Menge, wo jeder sich nur mit der Wirkung beschäftigte, die er hervorzubringen Anspruch machte, so entmuthigt gefühlt, die abgeschmackten Redensarten der alltäglichen Menschen hatten sie so gelangweilt, daß sie die anziehende und geistreiche Unterhaltung des Herrn von Charancey, wie eine Zuflucht ansah, und diese gegen den unwillkührlichen Trübsinn der sie drückte, zum Schutze wählte.

Anais war so gewöhnt ihren Eindrücken nachzugeben, und Alberts ruhige Blicke stellten so sicher, daß sie ihn sogar ersuchte, die seltnen Besuche bei ihr zu vermehren, und als er frug, ob sie am nächsten Morgen sichtbar sey, eiligst antwortete, sie werde den ganzen Tag nicht ausgehen.

Nie war Anais so belebt gewesen, als seit dem Augenblicke, denn das Bedürfniß sich

selbst zu entfliehen, ihre trüben Gedanken zu verscheuchen, das Vergnügen von einem Verstande, fein und zart genug um sie anzuerkennen, vernommen zu werden, erregten ihre natürliche Lebendigkeit, welche die Mittelmäßigkeit der alltäglichen Gesellschaft gewöhnlich unterdrückte.

„Was ist heute Madame Belval kokett!" riefen auf dem Balle von allen Seiten die Damen, die sich umsonst bemühten, auf sich die Aufmerksamkeit zu ziehen. Mehrere unter ihnen, glaubten sich durch einen vertrauteren Umgang berechtigt, ihr scherzend mit einiger Bitterkeit zu sagen: „sie gelte in der Gesellschaft als die koketteste!" und Friedrich setzte hinzu: so lieb ich Dich, wenn Du zu gefallen suchst, mehr als gestern, wo Du moralisirtest; es steht Dir auch besser, und belustigt mich mehr. Sie antwortete lächelnd:

Ihr seyd Euer so Viele, mich zu beschuldigen, daß ich mich nicht zu vertheidigen suche, aber ist mir denn ganz verboten, nach Beifall zu ringen? — habe ich denn so viel

Thörichtes gesagt, daß Ihr alle gleich: Feuer! schreit?

Der Ball war zu Ende. Zu Hause angelangt, fühlte sie eine Ahndung von Glück. Zufrieden mit sich selbst und mit dem Andern, sagte sie lächelnd vor sich hin: meine heutige Koketterie ist mir nicht schlecht gelungen, vielleicht füllt ein solches unschuldige Vergnügen meine müßigen Stunden aus, ohne daß dabei das geringste Böse ist.

Es wäre Anais sehr schwer geworden, das was sie darunter verstand, und welchen bestimmten Gedanken sie an das Wort „Koketterie" knüpfte, zu erklären. Man bedient sich jenes Wortes in der Welt, Bestrebungen auszudrücken, als Folge der Pläne, die auf einer dem Herzen wohlgefällige Liebe gegründet sind, oder auf einer solchen, die der Eitelkeit schmeichelt. Ferner bedient man sich dessen, zur Bezeichnung naiver Lebendigkeit, diesem natürlichen Ausdrucke einer Stimmung, in der man sich nur belustigen will, ohne Pläne und Hoffnungen, die sich nur zuweilen aus — Zerstreuung einfinden. Koketterie, die öfters Liebe ver-

muthen läßt wo keine ist, und sie wiederum verbirgt wo sie nicht seyn soll, ist eine Waffe des Angriffs sowohl, als der Vertheidigung; um sich ihrer geschickt zu bedienen, bedarf es Ruhe, Gegenwart des Geistes, Lebhaftigkeit und Mäßigung; aber sie ist in unsern Tagen eine selten geübte Kunst, denn jetzt erschöpfen sich Leidenschaft und Geduld so schnell, daß, weit entfernt, Zeit zu haben, sich mit den Einzelheiten zu beschäftigen, man nur mit Mühe Zeit findet, um das Ziel zu erreichen! — Und in der That, welche Stelle bleibt diesem friedlichen Kampfe, an der Seite jener Kämpfe des Ehrgeizes, übrig? wo selbst in fünfundzwanzigjährigen Herzen, die Liebe so wenig verlangt und sich nur immer mit Anstrengung zwischen dem Kummer nicht zum Deputirten gewählt zu werden, und einem Plane ins Ministerium einzurücken durchschleicht.

Einige der jungen Leute unserer Zeit, haben, nur politischen Hoffnungen ergeben, allem Anmuthigen, allen Leidenschaften und Freuden der Jugend, entsagt, und bringen nichts

als langweiligen Pedantismus mit sich in die Welt; andere, jeden vernünftigen Gedanken, jeden verständigen Vorsatz verbannend, richten sich mit eben so viel Sorgfalt zu Grunde als jene darauf verwenden, um Glück zu machen, und verlieren in ihrem grenzenlos freien Leben, und zügellosen Streichen, die Zartheit des Herzens und des Geistes, deren man bedarf, um sich im Kreise der Frauen zu gefallen und dort liebenswürdig zu erscheinen.

Nur ein sehr geringer Theil ausgezeichneter Männer, in deren Mitte man Albert von Charencey bemerkte, hatte sich vor dem einen wie vor dem andern Uebel zu hüten gewußt, und bei ihnen fühlten sich Frauen wie Madame Belval wohl und glücklich, denn sie erhielten da ihren eigentlichen Werth und ihre ganze Macht wieder.

Liebe hatte keinen Antheil an der wahrhaften Freude, die Anais bei der Erinnrung an Alberts Huldigungen empfand, doch fühlte sie sich weniger allein auf ihrem Zimmer, weniger gelangweilt, und am nächsten Morgen beim Erwachen, sagte ihr ein unbestimmtes Etwas,

daß ihre Tage nicht mehr ohne Interesse wären. So verfloß der Morgen heiter.

Als es vier schlug, ruhten ihre Augen schon lange auf dem Zeiger der Uhr, und folgten dem für sie zu trägem Gange, plötzlich entriß sie aber ein verworrener Lärm von Pferden, Wagen, Peitschengeknall, laute und lustige Reden, ihren Träumereien; ungestüm öffnete sich die Thüre und Friedrich trat in Reisekleidern und aus allen Kräften lachend, herein, ausrufend:

„Rathe wo ich hingeh! doch nein das ist unmöglich! es ist das Drolligste von der Welt! doch rathe wenn Du kannst!"

Irgend eine neue Thorheit! erwiederte Anais verdrüßlich.

„Diesmal ist sie wenigstens nicht von meiner Erfindung, ich bin Alberts Begleiter, der mich beredete, mit ihm diesen Morgen nach England zu reisen."

Nach England! Herr von Charancey! sagte mit Entsetzen Madame Belval.

„Ja, entgegnete Friedrich, wegen einer

Fuchs-Jagd, zu der uns neulich Lord Stanhope eingeladen hat.

Anais, die beim Eintritt ihres Bruders aufgestanden war, sank in ihren Sessel zurück.

„Da sieh durchs Fenster den Wagen, die vier Pferde und Albert selbst, der mich erwartet! ich bin gekommen Dich noch einmal zu umarmen, denn wer kann vor Unfälle stehen? — O Du mußt mir nicht zürnen! es ist eine Freundschafts-Verpflichtung, denn ich entreiße den armen Albert den Fallstricken einer Kokette."

Was sagst Du da Friedrich? rief heftig Anais.

„Ja siehst Du, ich bin zwar ein lustiger Gesell, aber Freundschaft ist mir heilig! wie könnt ich ihn allein reisen lassen! unmöglich! und nebenbei ist eine Fuchsjagd in England sehr merkwürdig."

Das Gesicht der jungen Frau verrieth unglaubliche Angst.

„Der gute Albert! wie ich diesen Morgen zu ihm kam, sah ich gleich daß etwas in ihm vorging; er war vor neun Uhr aufge-

standen, und da er sonst nie vor zwölf auf ist, glaubte ich anfangs er sey krank, oder habe eine Ehrensache! aber nein, ich hörte ihn vor sich hin sagen, während er die Cravate umlegte: geh ich, oder geh ich nicht? sie ist sehr kokett! — tausend, rief ich da, bist Du verliebt? — Ich? und wie ein Narr lachend über das was ihm entschlüpft, sagte er: so verliebt, daß ich in drei Stunden nach England reise, trotz eines Rendezvous, das ich diesen Morgen habe."

Ein Rendezvous! wiederholte Anais außer sich, und hätte das Dunkle des Zimmers, denn der Tag neigte sich gerade, sie nicht gänzlich des Bruders Blicken entzogen, wäre ihm der wunderbare Ausdruck ihrer Züge, trotz seiner Flüchtigkeit, nicht entgangen.

„Ja, sagte er, es schien ein Rendezvous zu seyn; aber Albert macht sich nicht viel daraus, wie Du siehst. Doch, wer kann es seyn? Madame Delmont? ... nein, die ist zu scheinheilig! Madame Ferrières, die ist nicht hübsch genug! und Albert hat so Viele zur Auswahl! nun, wer sie auch sey, die ist schön angeführt!

sie wird warten, während ihr Held sich auf dem Wege nach Calais befindet! o da möchte man sterben vor Lachen, findest Du nicht auch, wie?"

Sehr spaßhaft, wahrlich.

Und nichts könnte den Ton wiedergeben, mit dem die zitternde junge Frau diese Worte sprach.

„Wie werden wir uns auf dem Wege unterhalten, wenn wir uns die schmachtende Schöne in ihrem Aerger vorstellen! wenn mir nämlich Albert darüber zu lachen erlaubt, denn er hatte mir schon Stillschweigen geboten und wollte mich glauben machen, daß ich mich geirrt. Uebrigens werde ich ihn schon zwingen, mir alles zu sagen und darüber zu scherzen! Das wird eine köstliche Reise! — Aber ich lasse den armen Jungen vor Deiner Thüre anfrieren, so lebe wohl. ... Du solltest mir danken, daß ich gegen seinen Willen, den Wagen hier anhalten ließ; aber ich wollte nicht reisen, ohne Dir meine Gründe zu erklären, besonders da ich Dir zum Abend meine Be-

gleitung versprach. Du mußt Dir einen andern Führer verschaffen; übrigens hoffe ich Dir eine echte Freundschaft zu beweisen, denn ich nahm von sonst niemand Abschied. Madame Danville reist heute mit ihrem Manne ab, der sie nicht während seiner Reise nach Bordeaux in Paris lassen will. Ich werde noch früher als sie zurück seyn, und verpflichte mich, Dich heut über vierzehn Tage in das zweite Concert der Madame Dolban zu führen. Es thut mir leid Dich heut ins erste allein ziehen zu lassen, aber wir sind übereingekommen, nach vierzehn Tagen, gerade um diese Zeit zurückzukehren. Nun verlaß ich Dich, doch wie, Du scheinst mir böse zu seyn?"

Nein, nein, versetzte lebhaft Anais, indem sie wieder zu sich kam und die Hand ihres Bruders innig drückte, der sie umarmt gehalten ohne daß sie es bemerkt, ohne daß sie die letzten Worte gehört hatte.

„So ists recht! antwortete Friedrich, nur sorge dafür Dich nicht zu langweilen. Bei meiner Rückkehr werde ich Dir alles von unserer Reise

erzählen, wenn ich Dir sage, alles. ... Lebe wohl!"

Und lachend ging er fort, ohne Zweifel mit den Ausnahmen beschäftigt, die er bei jenem Erzählen machen zu müssen hoffte.

III.

Nach diesem Abschiede blieb Madame Belval allein, in regungslosem Zustande, wo nichts ihre innere Unruhe verrieth, als die unwillkührliche Bewegung ihrer Hände, die einen kleinen Feder-Fächer zerpflückten und mit den Flocken bald Kleid und Teppich bestreuten; selbst bewegten sich noch immer die Finger um das hübsche Gestell von Elfenbein, als von seiner ersten Bestimmung nichts mehr übrig war. Man erleuchtete das Zimmer, ohne daß sie sich bewegte; ihr Gemahl trat ein, sie hörte und bemerkte ihn nicht; er näherte sich, und

nur die sehr lauten Worte: Anais, was fehlt Dir? brachten sie wieder zu sich.

„Mein Gott wie bleich! bist Du unwohl? rief Herr Belval voller Erstaunen beim Anblick des seltsamen Ausdrucks der Züge seiner Frau. Sie suchte sich zu sammeln, aber es schien als wenn ein schmerzlicher Traum sie verfolgte, der sie mit Zorn und Verwunderung, mit Kummer und Entsetzen durchdrang. Abwechselnd zeichneten sich Neugierde, Haß, Mitleid in ihrem Gesicht ... aber ihr Gatte sah nichts als körperliches Leiden, ließ den Arzt holen und nachdem sie sich angestrengt bei Tisch zu erscheinen, willigte sie endlich ein, um allen Zwang zu entkommen und einsam zu bleiben, das Bett zu hüten. Da sagte ihr nach einigen Tagen Herr Belval: „Es kam mir noch nie eine Krankheit vor wie diese; der Arzt versichert Du habest kein Fieber; Du selbst behauptest nicht zu leiden, und doch ist Dein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verändert! Es muß in Dir, meine Liebe, etwas Seltsames vorgehen! Du hast nicht einmal in Deiner Krankheit gelächelt. Deine Wangen sind bleich, Deine Augen

glänzen, Du bebst unwillkührlich; oft sprach ich zehn Minuten mit Dir, ohne daß Du hörtest; Du hast keinen Kummer und nur ein Gedanke scheint ausschließlich Dich zu beschäftigen und zu erfüllen! das alles ist mir seit gestern eingefallen, weil Du jetzt Nachts im Schlafe sprichst."

Wie das? was hörtest Du?

„O nichts recht deutlich, aber man hätte glauben sollen, Du habest Ursache zu zürnen. Du sprachst von Unrecht das man Dir gethan, vom Unglück eine Frau zu seyn, die sich nicht rächen könne, von Verachtung! von Haß ... und dann nanntest Du Deinen Bruder Friedrich!"

Friedrich! rief die junge Frau, die vielleicht gefürchtet hatte einen andern Namen zu hören.

„Der Leichtsinnige ist wohl einiger Thorheiten fähig, aber er liebt Dich zu sehr und kann ohnmöglich seine Schwester betrüben wollen. Ich erinnere mich noch daß Du sagtest ...

Was denn?

„Wie ich ihn hasse! ... er ist ein böser Mensch!"

Anais gewann so viel Gewalt über sich, um lächelnd zu antworten:

O! mein armer Bruder! das kann ich nicht von ihm gesagt haben; es war ein garstiger Traum, dessen ich mich nicht erinnere, und die Wirkung des Fiebers, was mich Nachts zuweilen aufregt.

„Man soll bei Dir wachen, meine Liebe, und ich selbst ..."

Anais dankte innigst ihrem Gatten für diese Beweise der Theilnahme, bestand aber darauf, daß er davon abließ und fühlte die Nothwendigkeit sich zu verstellen, um ihm unnöthige und gefährliche Besorgnisse zu ersparen. Sie nahm also dem Scheine nach ihre Lebensweise, und ihre gewöhnlichen Zerstreuungen wieder an und niemand war so aufmerksam und scharfsehend um zu bemerken, daß sie fortwährend eine ganz andere Gemüthsstimmung in sich trug. Ein peinlicher Gedanke, dessen Opfer sie geworden, und der sie nicht mehr verließ, wirkte beständig und trotz ihres Willens auf sie ein, fesselte sie

ganz und peinigte sie unaufhörlich. Manchmal belebte er ihre Augen mit seltsamen Feuer, dann entfärbte er ihr Gesicht, oder gab ihm das Ansehn des Zornes, der Verachtung und des Hasses. Oefter ließen sich in ihren Zügen Spuren einer wunderbaren Ungewißheit bemerken und in der That sah Anais auch die Tage verfließen, ohne einen bestimmten Entschluß für ihr künftiges Betragen fassen zu können. Sie werden wiederkommen, sagte sie voller Angst, und dieser Mann, von neuem bei mir aufgenommen, liest dann in meinen Augen, auf meiner Stirn, die Spuren des Kummers oder des Aergers, die sein grausamer Scherz und seine ungerechte Verachtung dort zurückließen!... und vielleicht erscheint ihm das verwundete Zartgefühl, durch seine Verachtung erregt, als der Beweis eines lebhaften und zärtlichen Gefühls. O was bin ich unglücklich in meinen Leiden, daß sich nicht Liebe meinem Herzen nahte! denn wie unempfindlich ist dieser Mann! nie hat er etwas anders als sich selbst geliebt ... seine nachlässige Sorglosigkeit ist der vollkommenste Egoismus ... gern

ließ ich ihm wissen, wie ich einen solchen abscheulichen Charakter hasse und verabscheue! — beweise ich ihm Gleichgültigkeit voller Verachtung, so wird er sie Aerger nennen; empfange ich ihn, als wäre er nicht fortgereist, so glaubt er ich schmiede neue Pläne für ihn!... sehe ich ihn nicht wieder ... ach, so weihe ich dadurch die Welt, wie ihn selbst, in alles ein, was ich bisher gelitten.

Und diese verschiedenen Entschlüsse folgten auf einander, ohne irgend einen Erfolg, und alle Gedanken, alle Gegenstände die Anais hätten beschäftigen können, erloschen vor der Gestalt des Herrn von Charencey, der ihrer Seele gegenwärtig blieb, mit dem sanften und anmuthigen Ausdruck der ihm so eigen war, und dem sie umsonst das spöttisch kalte und böse Aussehen anzudichten sich bemühte, das nach ihrer Vermuthung, seinem Reiseplan vorangehen mußte.

Unter der Schwere dieses stechenden Gedankens vergingen die Tage unangenehm und Anais war noch davon ergriffen, als der Vier-

zehnte erschien, und ihr Mann ihr beim Frühstück sagte: Morgen speis't Friedrich mit uns!

Diese Worte überraschten sie wie eine unvermuthete und plötzliche Nachricht, obgleich ihr diese Rückkehr immer geistig gegenwärtig gewesen war, und ihre Unruhe ward so lebhaft, daß um sie dämpfen, und trotz der noch sehr empfindlichen Kälte, sie sich zu Pferde setzte, um sich durch einen heftigen und gefährlichen Ritt zu zerstreuen.

Endlich durch Kälte und Dunkelheit genöthigt, kehrte sie zurück und fand dort alle Eindrücke stärker als jemals, bei dem Ueberlegen wieder: Ich muß doch wissen was ich thun soll, da sie morgen um diese Zeit vielleicht hier sind. — Jetzt ward der Saal erleuchtet, Anais hatte das Reitkleid mit einem von weißem Crep gewechselt, ein einfacher und einer Frau vom Hause angemessener Putz, wenn sie ihren Freundinnen das Vergnügen bei ihr zu glänzen, überlassen will, ohne jedoch selbst dabei zu verlieren. Sie erwartete einige von Herrn Belval geladene Gäste und hoffte durch sie den Verfolgungen der Erinnerung zu entgehen.

Da öffnet sich die Thüre, ein Diener meldet, Anais traut ihren Ohren nicht, steht schnell auf und sieht Herrn von Charencey vor sich stehen, bleich, verstört, in Reisekleidern und eben so befangen als sie.

„Erschrecken Sie nicht so, Madame, rief er, Friedrichs Unfall ist unbedeutend!"

Friedrich? frug Anais ohne zu wissen was sie frug.

„Es ist nichts, nur eine leichte Verletzung am rechten Arme verhindert ihn zu schreiben, und da er genöthigt ist noch in Calais zu bleiben, würde Sie ein Brief von fremder Hand zu sehr geängstigt haben. Sie erwarteten ihn morgen, deshalb bin ich eiligst abgereist, nachdem ich erst die geschicktesten Chirurgen befragte; und mit der Ueberzeugung, daß er außer aller Gefahr, verließ ich ihn also, um selbst Sie zu beruhigen, und Ihnen einige Stunden grausamer Besorgnisse zu ersparen. Aber großer Gott! bin ich denn zu unvorsichtig gewesen? Sie zittern! und damit hielt er Anais aufrecht, die ohne seinen Arm gefallen wäre.

Aber beruhigen Sie sich, es ist nichts; würde ich ihn denn verlassen haben, wenn er leidend wäre? o ich beschwöre Sie, zittern Sie nicht ... ich kam um Ihnen Kummer abzuwenden, wie unglücklich fühlt ich mich, wenn ich mich irrte!"

Und der innige Ton, die bewegte Stimme, das Herz das sich der Freundschaft so ergeben zeigte, wirkten so tief auf Anais, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten, die bald in Strömen über ihre Wangen flossen. Worte vermochten nicht zu schildern, was in ihrer Seele vorging, aber die Aufregung, deren Opfer sie während der vierzehn Tage gewesen, verwandelte sich schnell in innige Rührung und sie weinte lange.

Die Erzählung des Duells, das sich Friedrich auf dem Boote durch Scherze, die er an den phlegmatischsten aller Engländer gerichtet, zugezogen hatte, ward mit zarter und schonender Freundschaft berichtet. Herr Belval der fast zu gleicher Zeit gekommen war, erstaunte nicht über Anais Thränen, sondern sagte dem Herrn von Charencey: sie ist so gut, so gefühlvoll!

wenn Sie wüßten wie leidend sie seit der Abreise ihres Bruders gewesen ist.

Jetzt erhoben sich Anais Augen, um ihrem Mann um Stillschweigen anzuflehen, aber sie begegneten denen von Albert und sie verstand die heftige Verwirrung, die sie in der Seele des jungen Mannes erregte, noch ehe er sagte: ach, ich hätte nicht kommen sollen!

„Warum nicht? antwortete Herr Belval, wenn meine Frau trotz Ihres Berichts, schon so bewegt ist, wie würde sie seyn, wenn sie die Nachricht durch einen Brief von fremder Hand erfahren hätte! dann glaubte sie ihren Bruder todt und ich wüßte nicht, wie wir sie hätten trösten wollen; folglich sind wir Ihnen in der That sehr verbunden." Ein huldreicher Blick traf Herrn von Charencey und Thränen der Rührung und der Erkenntlichkeit glänzten in sehr schönen, sprechenden Augen! Armer Friedrich, war dies deinetwegen allein, und errieth Albert nicht die eigentliche Ursache?

Umsonst lud Herr Belval den Angekommenen zu Tisch, der sogleich wieder forteilte, um seinem Freunde noch schleunigen Beistand zu

leisten, und der Schwester Nachricht von ihm zu geben.

Da ein Unglück Madame Belval getroffen bezeigten die Anwesenden die erforderliche Theilnahme, und wäre es nicht zu spät gewesen, hätte die Tafel sogar Aufschub erlitten, so aber ward für den Abend nur Musik und Tanz untersagt.

Die folgenden Tage blieb Anais zu Hause. Wer sie auf ihrem Zimmer allein gesehen hätte, wo sie den Ausdruck ihrer Mienen nicht verstellte, müßte erstaunt seyn in ihnen, seit der Nachricht von der traurigen Begebenheit ihres Bruders, den sie so liebte, ein Gefühl der Ruhe und der Zufriedenheit zu erblicken, wo während der vierzehn Tage vorher nichts als Kummer und Betrübniß weilten! Sie selbst mußte sich jeden Augenblick wiederholen, daß Friedrichs Leiden gefahrlos sey, um der Freude, die in ihrem Herzen wider Willen erwachte, nicht allzusehr zu zürnen.

Aus Calais folgte Nachricht auf Nachricht. Albert hatte nicht den Muth, sich dem Willen seines Freundes, der ihre Abreise beschleu-

nigte, zu widersetzen, und somit erhielt Friedrich, der nun bald im Hause seiner Schwester eintraf, alle Pflege, deren sein Zustand erforderte.

Anais verließ ihn selten; Herr von Charencey blieb ihm immer zur Seite. Sobald der Kranke vom Lager aufstand, setzte man ihn auf ein Ruhebett im Saale der Schwester, um ihm gesellige Unterhaltung zu gewähren. Anais ging nicht mehr aus und empfing wenig Besuch. Man las zur Unterhaltung des Bruders; sie wählte die Bücher und Albert übernahm das Amt des Vorlesers. Zuweilen ward gesungen .... zur Zerstreuung des Bruders, dann geplaudert, gelacht, gescherzt ... alles des Bruders wegen ... und zahlreichere Gesellschaft mußte entfernt werden, um ihn nicht anzugreifen.

Keiner erwähnte weder der Reise, noch der Umstände die sie bestimmt hatten, denn Anais und Albert schien alles, was die Erinnerung an jenen traurigen Augenblick erweckte, zu fürchten. Eines Tages aber sagte Friedrich in einem Anfall von Heiterkeit zu Albert:

„Ach, apropos, Du hast mir ja noch

nicht die Folgen Deiner plötzlichen Abreise erzählt? ob Du die schmachtende Schöne wiedergesehen hast, und wie sie Dich empfing?"

Ich weiß nicht was Du meinst, entgegnete Albert, fast so verlegen wie Anais, die lebhaft erröthete.

„Nun spiele nicht den Geheimnißvollen, denn meine Schwester weiß davon."

Wie! rief Herr von Charencey.

„Ja gewiß, versetzte Friedrich, die Verlegenheit die er verursachte, nicht bemerkend. Fürs erste verberge ich ihr nichts, und dann mußte auch die schleunige Abreise entschuldigt werden, da ich mein Versprechen, sie an jenem Abend zu begleiten, nicht erfüllte: so erzählte ich ihr denn, daß Du an einer launenhaften Kokette eine kleine Rache ausüben wolltest ..."

Was sagst Du! o das war es nicht!

„Doch, doch, fuhr der unerbittliche Friedrich fort, nun! auf welche Art hat man Dich empfangen? ich wette man hat die Thür vor Dir verschlossen!"

Aber ich wiederhole Dir daß Du Dich irrst,

denn an allem was Du sagst ist nicht ein Wort wahr.

„Laß doch nur gut seyn, lieber Freund, ich erinnere mich sehr wohl ... Nicht wahr Anais, ich sagte Dir beim Abschiede von einem Rendezvous Alberts an demselben Tage um drei Uhr, aber daß es ihn mehr belustige es zu verfehlen, und die schöne Frau zu erzürnen, die ihn umsonst erwartete, und daß er davonreisen wolle."

Nie drückten sich Reue, Furcht und Leiden so lebendig auf Alberts schönem Gesicht aus, als in jenem schrecklichen Augenblick. Er heftete seine Blicke auf Anais, die lächelnd bemerkte wie er litt, wie er fürchtete, denn sie sah sich gerächt.

So? frug sie scherzend, Sie reisten also um der Verführung zu entgehen?

„Ich hoffe, fiel Friedrich ein, daß es Dir nicht zu theuer zu stehen kommt? übrigens ist wohl jetzt alles verlorene Mühe!"

Glaubst Du? sagte Albert, mit einer Miene voller Muthlosigkeit.

„Es wäre doch spaßhaft, rief Friedrich,

wenn Du Glück machtest während man Dich verwünscht. Das wäre neu. Heut zu Tage gefällt zwar das Neue und Sonderbare. Zuerst muß man, um Liebe und Ruhm zu erringen, Erstaunen erregen, und dann überraschen; Auch sind die Frauen oft nahe daran, den anzubeten, den sie erst verabscheuten. Doch Du gingst diesmal zu weit, und ich bin sicher daß man Dir nicht verzeihen wird."

Vielleicht!... versetzte Albert zögernd, Anais ansehend. Wohl ist es wahr: Stolz allein, der sich über etwas ihm Verweigertes beleidigt fühlt, verzeiht nie, aber ein verwundetes Herz, das sich betrübt über das was es verliert, verzeiht immer. —

Endlich genaß Friedrich. Das Carneval endigte; Bälle und Feste hatten aufgehört. Madame Belval blieb immer zu Hause. Man las, musizirte, unterhielt sich vertraulich wie sonst, nur Friedrich, seiner Freiheit froh, gehörte nicht mehr dem Kreise an.

Eines Abends befand sich Anais wie gewöhnlich in ihrer Häuslichkeit und Herr von

Charencey auch wie gewöhnlich an ihrer Seite. Man brachte einen Brief. „Der ist von Emma!" rief sie, während ihre Augen zu Albert die Worte: „Sie wissen?" aussprachen; und in den Augen lag ein unbeschreiblicher Ausdruck, der zu verkünden schien, daß weder in ihrem Herzen, noch in ihrem Leben dem etwas unbekannt war, den sie mit solchem Vertrauen ansehen durfte.

Er näherte sich dem Sessel, in welchen sich Anais voller Anmuth lehnte, und eine Bewegung beim Entsiegeln des Briefes brachte sie einander so nahe, daß ihre Locken seine Stirn berührten, als sie ihn mitzulesen bat, und seine Augen den geschriebenen Worten folgten, die Anais laut sprach:

„Deine Günstlinge liebe Anais, erhalten was Du für sie wünschtest, und es Dir zu melden, gewährt mir um so mehr Vergnügen, da mir scheint Du bedürfest etwas Angenehmen, und ich mich ängstige Dich in so tiefer Schwermuth versunken zu wissen."

Bei diesen Worten unterbrach sich Anais ganz erstaunt, blickte lächelnd auf Herr von Charencey

und rief, wie sich plötzlich etwas erinnernd: jaes ist doch wahr, ich hatte ihr das geschrieben; aber — vor drei Monaten! fügte sie leiser hinzu.

„Du beklagst Dich über die Trägheit Deiner Stunden und die Langeweile Deiner Abgeschiedenheit. Die schmerzlichen Gefühle welche Dir Deine Klagen in die Feder diktirten, betrübten mich sehr."

Arme Freundin! wie bedaure ich, sie so betrübt zu haben! ich werde ihr schnell antworten, daß es jetzt anders ist, daß ich mich zu Hause so wohl und glücklich fühle, wenn keine Langweiligen mir die Zeit rauben, die mir immer zu flüchtig scheint! — Alberts Züge drückten die innigste Zufriedenheit aus. Anais begann wieder!

„Kurz, ich glaubte Dich in einem verzweiflungsvollem Zustande, als ich las, daß hübsch zu seyn Dir sogar nichts mehr gelte!"

Anais erhob die Augen, begegnete denen ihres Freundes, und ein Lächeln voller Lieblichkeit und unschuldiger Freude, widersprach dem, was sie las. Sie fuhr fort:

„Du erwähnst fast neidisch jener Frauen,

deren Richtigkeit sich eitle Vergnügungen bereitet, die Dir abgeschmackt erscheinen. Ach, wohl ist es ein Unglück und ein Leiden, Fähigkeiten, deren Anwendung zum Glücke anderer und seiner selbst hätten dienen können, zu unnützen Albernheiten und zu einer gänzlichen Unthätigkeit verdammt zu sehen! aber meine liebe Anais, man muß sich Allem fügen! wir haben nicht die Wahl der Tugenden, und, wie Du mir in Deinem Briefe richtig sagst, kömmt es denen zu theuer zu stehen, welche die Pflichten, die uns auferlegt wurden, nicht obliegen."

Hier versagte Anais die Stimme; das Blatt zitterte in ihrer Hand, aber sie wandte ihre Augen nicht ab, sondern las nach einigem Zögern laut weiter:

„Wie sehr gönnte ich Dir das Glück, das ich in einer Ehe nach meiner Wahl gefunden habe! das Glück, mit dem Manne den man liebt, den man am meisten in der Welt schätzt, sich vereinigt zu sehen, zu fühlen wie er unsere Schwachheit beschützt, und so durch seine Liebe stolz und glücklich zugleich zu werden."

In diesem Augenblick schlang sich Alberts Arm, der bisher auf Anais Sessel ruhte, um ihre reizende Gestalt und drückte sie leise an sein Herz, denn sie selbst schien auch dort eine Zuflucht zu suchen! Nach einer Pause erfolgte wieder das Lesen des Briefes:

„Eine gegenseitige Liebe ist der Seele größte Seligkeit! sie ist ein unerschöpflicher Quell süßer Empfindungen, und in der tiefsten Einsamkeit beschäftigt ein solches Gefühl das Daseyn mehr, als alle Vergnügungen und aller Ehrgeiz der Welt!"

O! wie wahr ist das! rief Anais, und Alberts Lippen küßten die schönen schwarzen Locken, die ihm so nahe waren.

„Aber, fuhr Emma im Briefe fort, wie recht hast Du theure Freundin, vor dem Schicksal der Frauen zu erschrecken, die einer von der Welt verpönten Liebe, und für welche die Menschen kein Mitleid haben, nicht widerstehen konnten."

Anais zitterte; die Worte stockten ... Albert wollte ihr den Brief entreißen, sie hielt

ihn fest ... und zwang sich fortzufahren ... zögernd und oft inne haltend:

„Eine fühlende und zarte Seele vernichtet sich in dem entsetzlichen Kampfe der Leidenschaft gegen die öffentliche Meinung, von der sie sogar bis in das Herz des Mannes, den sie liebt, verfolgt wird!"

Ach! seufzte Anais, wie durch einen heftigen Schmerz erschüttert, den sie verbergen wollte, indem sie sich bemühte noch folgendes zu lesen:

„Früh oder spät zerreißen diese unglücklichen Bande, und Ruhe, Ruf, Achtung, alles ist um einer Liebe willen verloren, die keine Dauer hat, die man uns zur Sünde anrechnet und welche doch das einzige Interesse ist, was man dem Leben einer Frau gelassen hat."

Da entfiel das Papier ihren Fingern und eine heiße Thräne rollte auf Alberts Hand, indem er es aufheben wollte. Sie richtete ihre Augen voller Unruhe und Schrecken auf ihn, das lebhafte Roth ihrer Wangen erlosch, und

zitternd verbarg sie an das Herz des jungen Mannes ihr bleiches, thränenfeuchtes Antlitz.

Schon seit einiger Zeit konnte man bemerken, daß Anais manchmal weinte. ... Aber gestehen muß man auch, daß sie sich nicht mehr langweilte.

Arcelot.

Undine.

Musikalische Legende von Aloysius Block.

Landleute belustigten sich auf einem Felde am Saume eines Gehölzes ohnweit Arezzo. Sie hatten sich dort zur Hochzeitsfeier eines jungen Paares versammelt.

Die Braut war eine anziehende, höchst feurige, heitre und verliebte Brünette, der Bräutigam ein junger, viel gesetzterer Mann, der manchmal seinen Träumereien nachhing und steten Ernst in seinem ganzen Wesen zeigte. Leidenschaftlich für die Tonkunst eingenommen, hatte er ihr die Hälfte seines ganzen Lebens gewidmet, und dadurch eine entschiedene Fertigkeit auf der Violine erworben. Für ihn etwas sehr wesentliches, denn seine Arbeit und seine Violine waren für ihn die einzigen Erhaltungsmittel. Jeden Abend er-

freute er seine Nachbarn durch trefflich vorgetragene Musikstücke, und diese bezahlten ihn wieder für das genossene Vergnügen dadurch, daß sie seine Hütte mit allem und jedem Nothbedarf versahen. Daher sagte auch, trotz der Armuth Ugolino's, mehr als ein junges Mädchen, wenn es ihn ansah, zu sich selbst, daß Gioia sehr glücklich sey, die Eroberung eines so allerliebsten Musikers gemacht zu haben.

Nachdem die Neuvermählten einige Stunden mit Tänzen und Spielen zugebracht hatten, setzten sie sich etwas von den übrigen Landleuten entfernt nieder. Man glaubte sie hätten sich absichtlich zurückgezogen, um von ihrer Liebe ungestört zu schwatzen, aber es war dem nicht so.

Waren auch die Augen der jungen Frau aufs zärtlichste auf die Augen ihres Geliebten gerichtet, so antworteten doch dessen Blicke den ihrigen nicht. Ugolino's Augen versenkten sich zwischen den Bäumen hindurch in die Tiefe des Waldes und sein Ohr schien aufmerksam auf eine entfernte Melodie zu lauschen. Mit ihrem Glücke zufrieden und in

dem süßen Wahne, daß Ugolino es theile, achtete Gioia eben nicht sehr auf die Träumerei ihres Geliebten. Ihr Schicksal war ja jetzt eins mit ihm, und dieser entzückende Gedanke beschäftigte sie ganz und allein.

Als aber diese Theilnahmlosigkeit ihres jungen Mannes gar nicht aufhören wollte, fing doch endlich Gioia an, darüber unruhig zu werden. Nach einem ziemlich langen Schweigen richtete sie schüchtern eine Frage an ihn, blieb aber ohne Antwort. Immer beunruhigter schmollte sie, ward dann wirklich böse und beklagte sich endlich bitter über eine Gleichgültigkeit, die sie mindestens heut nicht erwartet hätte. Alles jedoch vergebens. Ugolino saß mit auf den Wald gehefteten Blicken wie ein Mensch da, den irgend eine geheimnißvolle Erscheinung erstarrt hat. Gioia faßte nun allen ihren Stolz zusammen und wollte schon aufstehn um ihn zu verlassen, aber ein Gedanke hielt sie davon zurück. Es war der, wie wenig schicklich es sey, ihr Mißvergnügen ihren Gefährtinnen erblicken zu lassen. Sie beugte sich also zurück, pflückte ein Blümchen,

und sich wieder umkehrend warf sie den Landleuten einen heitern Blick zu. Dieser begegnete jedoch einem boshaften, spöttischen Lächeln. Der Mann aber auf dessen Gesichte sie dies las war ein von ihr verschmähter Freier. Sie erröthete und schien damit beschäftigt, das Blümchen in ihren Gürtel zu stecken. Unmöglich konnte sie aber damit nach Wunsch fertig werden, da gab sie ihrer Ungeduld nach, zerdrückte das Blümchen zwischen den Fingern gern und warf die zerstörten Blätter auf den Boden.

„Köstlich! entzückend!" rief auf einmal Ugolino.

Die Augen der Braut glänzten von reizendem Unwillen. Sie glaubte nun endlich die Aufmerksamkeit ihres Geliebten auf sich gezogen zu haben, aber jener Ausruf des jungen Mannes hatte einen ganz andern, einen mächtigern und wahrhaft unerklärlichen Grund. Er hatte weder Gioia's Verdruß, noch ihr Lächeln, noch ihre boshafte Freude gesehn. Da ward Gioia ihren Irrthum gewahr: sie blickte schmerzlich auf die entblätterte Blume

und ihrem Herzen entquoll ein Seufzer der Liebe, der endlich auch in das Herz Ugolino's drang, und ihn plötzlich aus seiner Verzückung weckte. Er erwachte wie aus einem tiefen Schlummer.

„Mein geliebtes Weib seufzt an ihrem Hochzeitstage?" fragte er. Er wollte ihre Hand drücken, sie entzog sie ihm aber lebhaft und erröthend, und sagte mit schwacher Stimme:

Warum bist Du aber denn so zerstreut? An was denkst Du denn noch, wenn Du bei Deiner armen Gioia sitzest?

„O! wie könnte man eine so hinreißende Harmonie ohne die innerste Bewegung hören?"

Eine Harmonie sagst Du!

„Wie? Du hörest sie nicht. Hier ganz nahe; im Walde; die Töne kommen und schwinden wie Feengesang."

Ach! rief Gioia seufzend; ich hatte mirs wohl immer gedacht, die Musik werde ihn noch wahnsinnig machen!

„Sey nicht böse, süße Gioia, fuhr der junge Mann fort, und strich zärtlich die dunkeln Haare hinweg, welche die Stirn des lie-

benswürdigen Kindes verhüllten; Du bist meine Geliebte, bist es ganz, und meine Leidenschaft für die Musik wird Deinem Glücke nie in den Weg treten."

Wie kann ich das glauben? ergegnete schnell die junge Frau. Ueberlässest Du Dich an einem Tage wie der heutige ist solchen Erscheinungen, so urtheile selbst, was ich von der Zukunft zu erwarten habe.

„O nein, nein, es war keine Täuschung, dies! Ich wollte, sie könnten ewig dauern, diese göttlichen Töne! O Gioia, was giebt es entzückenderes, als so neben Dir zu sitzen, meine Hand auf Deinem Herzen ruhend und beim Herabsteigen der Sonne die Hymne des Abends zu vernehmen, wie sie dem Thale entquillt. In dieser Stunde, wo das Herz sich den Gefühlen hingiebt, scheint selbst das Lied der Hirten harmoniereich zu seyn. Bedenke also selbst was mir eine Melodie seyn mußte, die gleich Engelgetön ..."

Aber ich sage Dir doch, daß ich nicht das mindeste gehört habe, erwiederte Gioia, nun wirklich etwas böse.

„So höre doch jetzt! Die Töne beginnen wieder; sie nähern sich; sie wogen durch die Bäume; sie erfüllen den ganzen Wald! O Gioia! theure Gioia! Die himmlischen Heerschaaren selbst wollen unser Hochzeitsfest dadurch feiern."

Plötzlich gellte ein scharfer Ton mit unbeschreiblichem Mißlaut durch die Luft. Gioia stieß einen Schrei aus. Ugolino sprang auf. Die Landleute waren von Staunen ergriffen.

O! jetzt, jetzt habe ich es gehört! murmelte zitternd das junge Weib. Aber diese Saite ließ nicht die Hand eines Sterblichen anklingen.

„Still! ergegnete Ugolino leis. Die sanfte Musik beginnt wieder. Du wirst sie endlich hören und mir verzeihen."

Und in der That schien der ganze Wald in Harmonie zu schwimmen. Jedem Baume schienen Töne zu entquellen, und die Menge hörte mit stummer Aufmerksamkeit zu. Die junge Frau erbleichte.

Fort, fort! rief sie aus. Wendet nicht Euer Ohr den Tönen des bösen Feindes zu.

Komm! komm! trieb sie ihren Gatten, und suchte ihn mit sich hinwegzuziehn.

„Engel oder Teufel! rief dieser und stürzte in den Wald, ich muß ihn sehen!"

Gioia stieß einen tiefen, jammernden Seufzer aus und sank auf den Rasen.

Die Landleute standen stumm und erschrocken. Endlich eilten einige der Beherzteren Ugolino nach, aber ein zweiter, grellerer, schauervollerer Ton als der erstere fesselte ihre Schritte.

Ugolino aber ließ sich nicht dadurch abhalten. Je weiter er vorwärts schritt, je deutlicher hörte er die Musik, je fröhlicher ward diese. Bald aber änderte sich nun die Tonweise und ward leidenschaftlich und erhaben. So ging sie nach und nach durch alle Abstufungen durch, bald kriegerisch, bald ländlich, bald sanft, bald feierlich, bald mächtig, bald anmuthig wie das Flüstern einer Aeolsharfe. Endlich hörte jede Melodie plötzlich auf und es klang nur wie das Gelächter von Besessenen, die Wuth von Rasenden, Liebe in wilden Krämpfen, Verzweiflung und Heulen

der Verdammten. Ugolino rannte immer weiter, das Thal weit hinter sich lassend.

Schon mischten sich die letzten Lichter des Abends mit den Schatten des Waldes als er sich allein, mitten in einer tiefen Schlucht befand, wie eingesargt unter den Gewölben eines Waldes von Lerchenbäumen. Es war ein wildes Gemengsel von Felsen und Trümmern. Als Ugolino in diesen Abgrund trat krächzte ein Rabe über seinem Haupte und eine ihrem Schlupfwinkel enteilende Fledermaus streifte ihn mit dem schwarzbehaarten Flügel.

Nie hatte die Harmonie hinreißender geklungen! Noch einige Töne die im Echo dahin starben und dann alles still.

„Geist, Engel, Dämon, wer Du auch seyst, erscheine, damit ich Dich anbete!" rief Ugolino und suchte tiefer in das Dunkel dieses schauerlichen Aufenthalts zu dringen. Aber keine Stimme antwortete der seinen, nur ein bleicher, aus der Erde vorquellender, Schimmer leuchtete über einen See schlammigen Gewässers, der sich in die Nacht verlor. Jetzt ward er zwei unbeweglich dasitzende Geierge-

wahr, deren glühende Augen sich auf ihn richteten. Dann ließ sich ein durchdringender Schrei, ein einziger Schrei vernehmen, und Nacht umgab ihn von neuem.

„O! rief Ugolino! komm herbei auf meine Stimme! hier auf diesen Felsen, den die Sonne nie bestrahlt, ruft Dich ein armer Sterblicher. Bist Du ein Engel, so öffne mir den Himmel, nimm mich mit Dir auf Deinen Schwingen, daß ich sterbe indem ich Dich höre. Bist Du aber der Teufel, so rufe ich dennoch! Dann lehre mich diese furchtbaren Melodieen." Er horchte aufmerksam, aber nichts ließ sich blicken. Nur ein leichtes Zittern, gleich Blättern auf die der Regen träuft, streifte über die Gewässer dahin.

„Nein, nein, Du kannst mich nicht verlassen! Ich bin Dein, ich rufe Dich an! Schon dreimal bist Du mir in meinen Träumen erschienen! Mir allein war es bis heut vergönnt Dich zu hören. Ich konnte es noch für eine Täuschung halten, aber heut haben sie Dich ja alle gehört, alle! Hast Du mich nicht erfaßt, mitten unter den Freuden meines Hoch-

zeittages? Ich habe alles verlassen, um Dir zu folgen, und da stehe ich nun allein vor Dir, und bereit, Dir meine Seele zu weihn."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der ganze Wald sich zu beleben schien. Melodische Töne entquollen jedem Baume Seufzern gleich, und eine magische Helle breitete sich über den See, der einem Schleier von Silber glich. Ugolino kniete nieder und als er das Haupt wieder erhob, erblickte er einen Greis auf dem Felsen sitzend. Lange glatte Haare fielen ihm auf die Schultern herab. Seine Gesichtsfarbe war grüngelb und alle Züge gespannt. Seine Augen leuchteten wie zwei Grabeslampen aus dem Grunde ihrer tiefen Höhlen. Alle seine Glieder waren verrenkt. Man hätte glauben sollen, ein bloßer Hauch reiche hin, ihre abgemagerten Junkturen zu trennen. In seinen langen Händen hielt er eine Violine an die Brust gedrückt. Er krazte sie, er knip sie, als wolle er ein lebendes Wesen martern, und die auf solche Art mißhandelte Violine gab mißtönende aber auch himmlische Töne von sich, lachte über-

lustig oder seufzte wie ein Mensch im Todeskampfe. Ugolino betrachtete das Instrument. Es kam ihm vor als pulsire es; es schien ihm ein lebendes Wesen. Der Greis setzte seine teuflische Harmonie fort.

„Seit zwölf Jahren spiele ich die Violine, rief Ugolino, aber nie habe ich mir etwas von dem träumen lassen, was ich jetzt höre. O! laß mich Dein Schüler werden! lehre mich Deine Kunst."

Und der Lohn dafür? Was giebst Du mir? ergegnete trocknen Tones der Virtuose.

„Ich habe nichts als mich selbst."

Junger Mann, wer Kenntniß sucht muß freigebig seyn.

„Was kann ich Dir anbieten? Nimm alles was ich besitze.

Der Alte ergriff seine Violine und ließ Wundertöne ihr entgleiten. Man hätte sie für das erste Schreien eines Wesens halten sollen, das eben das Licht der Welt erblickt, dann die Gesänge einer Mutter an der Wiege des Kindes, nun hinreißende Stimmen wie von Engeln. Und unter dem Zauber dieser lieblichen Klänge

fühlte sich Ugolino zu dem Greise hingezogen. Unvermerkt stand er neben ihm, gesenkten Hauptes, um besser zu hören. Eine Stimme schien aus dem Innern des Instruments zu kommen und Dinge in sein Ohr zu flüstern, welche kein Menschenlaut wiederholen konnte.

Wer mag sagen was Ugolino empfand.

Was er antwortete weiß man eben so wenig.

Alles was man weiß ist dies, daß er diese Nacht nicht zu seiner jungen Frau zurückkam, und als man ihn am andern Morgen wieder in der Hütte erblickte, wo Gioia ihn unter Thränen erwartete, konnten die jungen Mädchen welche bei ihr gewacht hatten weder das Feuer seiner Blicke, noch das Lächeln seines Mundes, noch die unheimliche Bläße seiner Stirn ertragen, und entflohen furchtsam.

Er stürzte zu Gioia, nahm sie in seine Arme, drückte sie mit krampfhaftem Wahnsinn an sein Herz und küßte sie. Aber das junge Weib stieß einen Schrei des Schreckens aus, denn die Lippen, welche die ihren berührt hatten, waren kalt wie Marmor.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Der Winter kam, und mit ihm seine Stürme. Gioia sollte bald Mutter werden, und diese Hoffnung versüßte ihre Schmerzen. Die Liebkosungen eines Kindes sollten ihr das Vergessen eines Gatten ertragen helfen.

Jeden Abend lauschte sie, allein in ihrer Kammer sitzend, und hoffte mitten in Sturmesrasen den leisen Tritt ihres Mannes zu hören. Das einfache Mahl stand zubereitet da, das Gemach war reinlich und in Ordnung und die junge Frau harrte, während sie für das unbekannte Wesen arbeitete, für das schwache Geschöpf, an welches nur zu denken sie schon freudig durchzuckte. Heulte dann der Wind im Forste, so verlor sie sich in diesen Gedanken an das Kind und betete leise um die Rückkehr des Vaters, denn sie liebte ihn noch, und auch er liebte Gioia, und es gab Augenblicke wo das arme Weib das Herz ihres Gatten wiedergefunden zu haben glaubte.

Aller angestrengten Mühe ohnerachtet machte Ugolino doch keine Fortschritte auf seinem

Instrumente. Einmal unter andern, als er seinen Freunden vorspielte, hielt er mitten in einer schweren Stelle an, und alle seine Bemühungen sie zu überwinden waren fruchtlos. Seine Zuhörer flüsterten sich leise zu, daß er selbst das Gedächtniß seines Talentes verloren habe, einige neckten ihn sogar mit seinen Spaziergängen in den Wald, während Gioia, von Mitleid durchdrungen, vergebens ihm Muth einzuflößen versuchte. Indem aber die Augen des armen Weibes auf allen Gesichtern umherschweiften und jedes nur um ein wenig Nachsicht baten, gewahrte sie plötzlich hinter der spottenden Menge eine Höllenfratze.

Es war ein Greis mit grünlicher Gesichtsfarbe, langen, glatten Haaren und den Händen eines Skelets. Dieser Mann war ihr unbekannt und sie wunderte sich ihn hier zu sehen. Sein Blick leuchtete im Dunkel und bildete zwei Lichtstreifen. Sie wollte aufstehen und zu ihm gehen, aber ihre Kräfte verließen sie, und als sie endlich wieder zu sich kam, war er verschwunden.

Von diesem Tage an war Ugolino noch

öfterer abwesend als zuvor und gewöhnlich bis weit in die Nacht. Gioia sah wie er immer mehr abkam. Er war nur noch der Schatten seiner selbst, und wenn er lächelte, schnürte dieses Lächeln das Herz zusammen. Die arme Gioia war sehr unglücklich. Sie hatte alles verloren, alles bis auf den Ueberrest von Liebe, den Ugolino ihr am Tage nach ihrer Verbindung noch zurückgebracht hatte, denn die Seele des Musikers verging wie sein Körper. der Unglückliche hatte aufgehört zu lieben, und schon mehr als einmal kein Mitleid gegen die gezeigt, die ihm bald Vaterfreuden schenken sollte.

Eines Tages war es Mitternacht geworden und Ugolino noch nicht zurück. Da bemächtigte sich Gioia's eine gewaltige Unruhe. Sie legte ihre Arbeit bei Seite und als sie die Augen aufschlug glaubte sie sich von phantastischen Erscheinungen umringt. Die sonderbarsten Gestalten drangen von allen Seiten auf sie ein. In Schrecken versenkt eilte sie nach der Thür und öffnete diese. Ihre Hand hielt sie noch offen, als sie von einem Manne

zurückgestoßen ward, der von Regen und Schmutz triefte. Er warf sich in einen Stuhl und begann laut zu lachen. Es war Ugolino.

„Ich habe Dich!" rief er mit starker Stimme, indem er heftig etwas faßte, daß er unter dem Gewande verborgen hielt.

Großer Gott! was hast Du denn? rief Gioia voll Schrecken.

„Was mich groß, reich und mächtig machen wird. Siehst Du, da ist es, an meinem Herzen." Und ein krampfhaftes Gelächter erscholl von neuem.

Aber was ist es denn? fragte sie und näherte sich ihm.

„Sieh!" und er zeigte ihr eine Violine.

Ist sie besser als die Deine? versetzte sein erstauntes Weib.

„Besser? Erinnerst Du Dich denn nicht mehr des Musikers an unserm Hochzeitstage?"

Gioia bebte zusammen.

„Es war die seine, und jetzt ist sie mein! ja, ja, ganz mein! und ich kann darauf spielen wie er."

Hat er sie Dir verkauft?

„Verkauft? O ja, ich habe sie allerdings gekauft. Weißt Du was sie mich kostet? soll ich Dirs sagen?"

Und damit faßte er Gioia's Hände und brach in ein lautes Gelächter aus.

Und langgedehntes Grinsen antwortete ihm vom Walde her.

Gioia stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Sie bemerkte eben, daß das Gesicht ihres Mannes gar kein menschliches Ansehn mehr habe. Er schien ihr ganz die Züge des Greises angenommen zu haben, den sie nur einen Augenblick gesehen hatte, ohne ihn je wieder vergessen zu können.

Es war derselbe Blick, dieselbe gelbgrüne Gesichtsfarbe, dieselben glatten, grauen Haare, und die Hand die jetzt die ihre drückte, eine gekrampfte Hand, deren Finger sich wie Schlangen verlängert hatten.

Ugolino! rief die Unglückselige; was ist geschehen? Warum bist Du so bleich, Deine Hand so abgemagert?

Er nahm Gioia in seine Arme und bedeckte sie mit den zärtlichsten Liebkosungen.

„Fasse Muth, sagte er zu ihr, ich bin wohl, bin glücklich! Aber Du mußt leben. Schone Dich daher, erschöpfe Deine Kräfte nicht unnütz. Bedenke, daß Du mein zweites Ich, den Gegenstand aller meiner Wünsche, ein Wesen das mein ist, und dessen Leben mir nöthig, unter Deinem Herzen trägst."

Indem er so sprach verzog sich sein etwas sanfter gewordenes Gesicht wieder zu einem furchtbaren Lachen.

Im Namen alles dessen was Du liebst, rief Gioia, sprich deutlicher. Verlangst Du mein Blut? O, nimm es hin, ich gebe es Dir gern, und möge der Himmel Dir verzeihen!

Ihre Gedanken wagten es nicht weiter zu gehen.

Ach! der Himmel wird mir auch verzeihen, flüsterte sie unter Thränen. Die Quaalen die ich erdulde, verdienen Mitleid und Belohnung. Nimm mein Leben, Ugolino!

„Deins? nein!" schrie er und der Schaum stand ihm vor dem Munde.

Meins also nicht! so bedarfst Du denn ei-

nes andern? Und wessen? Eines köstlichern? Des meines Kindes, nicht wahr? Abscheuliches Ungeheuer! entferne Dich von mir! rief sie aufspringend. O! der Schändliche! Und er liebkosete mich noch! Sammle Kräfte, sagte er mir, erhalte mir dein Kind, sein Leben ist mir nöthig! Ist es Dir nöthig? Henkersknecht! O Du sollst es nicht haben, dieses Leben. Es gehört mein! O seht! das Leben seines Kindes verlangt er von mir! Und selbst die Wölfe würgen nicht ihre Kleinen! Geh, ich will allein seyn. Hörst Du? Ich will flehen zu Gott!

Als sie den Namen Gottes aussprach erscholl ein furchtbarer Ton, ähnlich dem an ihrem Hochzeitstage, aus der Violine, und seine gellenden Schwingungen verlängerten sich in den Wald. Gioia bebte. Sie stürzte zu dem Instrumente das Ugolino immer noch an sein Herz drückte, und suchte sich desselben zu bemächtigen.

Das ist mein Feind! Ein Teufel wohnt darin! rief sie. Man muß es zertümmern, muß ihn tödten! Laß mich, o laß mich! Siehst Du

nicht daß Du da Deine eigne Verdammniß hältst?

Vergeblich wandte sie ihre Kräfte an, um ihm das teuflische Instrument zu entreißen, das bei diesem Kampfe dumpfe Seufzer auszustoßen schien. Der Unsinnige stieß sie so gewaltsam zurück, daß sie auf den Boden niedersank. Ihre Stunde war gekommen. Bis zu Tagesanbruch dauerten ihre Schmerzen und dann erblickte ein Knabe das Licht der Welt, dessen reizende Züge keine Spuren von der Angst seiner Mutter trugen.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Der Knabe wuchs und konnte schon den Namen seiner Eltern stammeln. Gioia lehrte ihn zu Gott zu beten. Dann lehrte sie ihn auch seinen Vater bitten. Er faltete die kleinen Händchen und lallte: Lieber Vater, thu' Deinem kleinen Kinde kein Leides!

Ugolino hörte es schweigend. Eines Tages entglitt ihm eine Thräne auf das Haupt des Kindes während es so zu ihm flehte. Ein anderes Mal hatte Ugolino die blonden Löck-

chen hinweggestrichen, welche die Stirn des lieblichen Geschöpfs bedeckten, und betrachtete es voll Zärtlichkeit.

Gioia bereute daß sie ihn eines Verbrechens für fähig gehalten hatte. Ihre ganze Liebe zu ihm kehrte wieder. Sie war es allein auf der Welt die ihn noch liebte. Alle andern flohen ihn. Die Landleute glaubten er verkehre mit dem bösen Feinde. Ugolino wußte es sehr wohl, daß er ein Gegenstand der Furcht und des Hasses geworden war, aber er tröstete sich, indem er auf seiner Violine spielte. Dieses wundervolle Instrument hatte unter seinen Händen nichts verloren. Er entlockte ihr so außerordentliche Töne, daß die Vorübergehenden anhielten um ihn zu hören, und indem sie ihm zuhörten, den Zweck ihres Weges vergaßen. Sobald die Akkorde aber endeten, entflohen sie voll Abscheu. Man sah endlich Ugolino für einen Teufelsbanner an.

Diese Gerüchte erhielten nach und nach eine solche Zuversicht, daß seine Nachbarn alle Gemeinschaft mit ihm abbrachen, ja zuletzt ihm sogar die nothwendigsten Lebensbedürfnisse

nicht mehr verkaufen wollten. Sie nannten ihn nur den Verdammten.

Die Sache kam so weit, daß die Kinder vor ihm davonliefen, und nicht wagten, vor seinem Hause vorüberzugehn. Endlich verdarb, sey es nun durch Zufall oder durch göttliche Gerechtigkeit, seine Erndte ehe er sie einbringen konnte, sein Vieh starb und der Hunger zog in seine Wohnung ein.

Gioia war von Kummer und Anstrengung erschöpft. Sie arbeitete Tag und Nacht, um etwas Brod für ihr Kind zu gewinnen. Ugolino sah sie hinwelken ohne ihr beizustehen. Oft sogar entriß er das Stückchen Brod den Händen seines Kindes und verzehrte es mit Hast. Sein Blick war finster, seine Bewegungen hatten etwas wildes, wovor Gioia erbebte.

Eines Tages kündigte sie ihn an, daß ihr letztes Stück Brod aufgezehrt sey und mit Staunen sah sie sich da über seine Züge eine satanische Freude verbreiten.

Am folgenden Morgen saß er unbeweglich

an derselben Stelle und das Kind bat weinend um Brod.

So gingen drei Tage hin. Gioia hatte an der Thür aller ihrer ehemaligen Freunde gebettelt, und nur um ein wenig Brod für ihr Kind, für ihr sterbendes Kind gebeten. Für sich oder für ihren Mann wagte sie nicht das Mitleid anzuflehen. Ueberall wies man sie zurück. Man rief ihr zu, den bösen Feind um Hülfe anzusprechen. Alle Thüren wurden vor ihr verschlossen und sie kehrte völlig hoffnungslos in ihre Hütte zurück. Während ihrer Abwesenheit hatte sich das Kind bis an das Kamin geschleppt, wo sie es noch fand, wie es die Asche zusammennahm und sie an den Mund brachte, um seinen Hunger zu stillen. Dieser Anblick durchschauderte sie. Sie schloß ihren Sohn in ihre Arme und weinte bitterlich. Ugolino saß am Fenster. Als er Gioia's Schluchzen hörte, wandte er sich und fing an zu lächeln. Sie drückte das Gesicht in ihr Bett, um diesem furchtbaren Lächeln zu entfliehen. Bald aber hörte sie ein krampfhaftes Geschrei. Es war ihr Sohn, der gegen

einen schrecklichern Feind, als selbst der Hunger war, zu kämpfen schien. Sie erhob das Angesicht vom Lager und suchte ihren Sohn. Die Violine hatte Leben bekommen und berührte ihn.

Ihr Sohn stritt mit dem Ungeheuer, an dem alle Saiten, welche lebend geworden waren und Schlangen glichen, sich bewegten und ihn zu ergreifen und zu erdrosseln suchten. Gioia's Kräfte waren gebrochen. Sie konnte sich von ihren Knieen, in die sie gesunken war, nicht erheben, hob die Hände flehend empor und stieß ein furchtbares Geschrei aus.

Während dieser Zeit wehrte sich das Kind immer fort gegen die Violine. Die lebendig gewordenen Saiten hatten es ergriffen und gaben nun Grabestöne von sich, gleich denen eines Armensünderglöckchens.

Der lange Hals der Violine krümmte sich, hob sich in die Höhe und umschlang das Kind wie Polipenarme, die ihre Beute zu ersticken trachten. Plötzlich machte das Kind eine letzte Anstrengung. Es griff mit den Händen in die beiden Schalllöcher, welche die Violine in zwei

fast gleiche Theile theilten. So zog es diese an sich, in der Hoffnung sie zu zertrümmern. Die Violine richtete sich aber gerade auf, alle Saiten entrollten sich mit der Festigkeit des Stahles, umgaben das Kind, preßten und erwürgten es. Es sank todt an den Fußboden. Die Mutter hatte keinen Sohn mehr!

Die Violine feierte ihren Sieg durch teuflische Fanfaren. Sie sprang, heulte und drehte sich um ihr Opfer.

Dabei war ein Mann zugegen, der alles gesehn, alles gehört hatte und unbeweglich geblieben war. Wer war dieser Mann? Man weiß es nicht.

Aber es ging das Gerücht, daß, als Gioia ihn um Hülfe angefleht, ein wildes Gelächter dem Munde dieses Mannes entschallt sey. Da nun, als die Unglückliche gesehn, daß sie nichts mehr zu hoffen, habe sie das Haupt geneigt und sey gestorben. Ihr Herz war gebrochen.

In dieser Nacht unterbrach ein heftiger Stoß den ruhigen Schlaf der Landleute. Die Beherztesten sprangen halbbekleidet aus den Betten und erblickten wie eine bläuliche Flam-

me Ugolino's Hütte verzehre. Mitten in dieser Flamme hielt ein scheußliches Gespenst ein todtes Kind in den Armen. Bei'm Leuchten der Feuersbrunst sah man bald darauf ein furchtbares Fest beginnen.

Ugolino, ohnweit davon auf einem Felsen sitzend, betrachtete diese Scene, indem er Schreie der Verzweiflung ausstieß. Darauf erlosch die Flamme und alles verschwand. Am andern Tage wagten es einige Landleute sich der unseligen Stelle zu nahen, fanden aber nur Asche vor, die jedoch belebt zu seyn schien und sich im Winde kräuselte.

Nie erfuhren die Landleute was aus Ugolino worden war. Am Hofe von Modena verbreitete sich aber ein plötzliches Gerücht. Man sprach von der Ankunft eines außerordentlichen Violinspielers, dessen Herkunft niemand kannte. Man wußte weder wo er geboren noch woher er komme; selbst sein Name war unberühmt. Er nannte sich Scororicolo, aber man erzählte die staunenswerthesten Dinge von ihm, und die Neugier war lebhaft aufgeregt. Die Summe jedoch die er forderte um sich hö-

ren zu lassen, war so ungeheuer, daß sie selbst die Musikfreunde in Staunen setzte. Man spottete über ihn, aber er blieb dessen ohnerachtet bei seinen Forderungen und nach einigen Tagen der Unentschiedenheit ward er bestimmt zurückgewiesen.

Da verbreiteten sich die sonderbarsten Erzählungen in der Stadt. Oft hörte man ihn während der Nacht Violine spielen und die neugierige Menge versammelte sich unter seinen Fenstern. Aber auf die hinreißendsten Concerte folgten fast immer Töne der Wuth und der Raserei. Der Musiker sprach mit seinem Instrumente, er schalt es aus, er schlug es. Es schien ein Kampf zwischen ihnen sich zu entspinnen, die außerordentlichsten Klänge entströmten der Violine und mischten sich in ihres Meisters Geschrei. „O du Abscheuliche, du Unselige! weine, seufze nur immer über die Thränen, die ich um deinetwillen vergossen habe." Dann ergriff er das Instrument, und entlockte, indem er es durchdacht und voll Wuth quälte, ihm ein so furchtbares Geheul, daß die Zuhörer vor Schrecken davon eilen mußten.

Ein anderesmal schien er eine wahnsinnige Freude die ihn ergriffen hatte, mit seinem Instrumente theilen zu wollen. Er ließ es daher jubeln, singen, rasen. Es lag etwas teuflisches und krampfhaftes in dieser fröhlichen Harmonie, welche die Zuhörer mit sich fortriß, und dann antwortete das laute Gelächter auf der Straße dem Jauchzen des Musikers. Es war gleich einer unwiderstehlichen Ansteckung, aber die Freude war kalt und ließ kein Andenken im Herzen zurück.

Dergleichen Erzählungen gelangten zu den Ohren des Herzogs. Sie reizten seine Neugierde und er befahl, daß die vorgeschlagenen Bedingungen angenommen werden sollten. Man bestimmte den Tag. Das Conzert sollte öffentlich seyn, und man dachte in der ganzen Stadt an nichts Anderes, als daran. Am Morgen des festgesetzten Tages hatten sich alle Virtuosen zur Probe eingefunden und warteten nur noch auf den Musikus. Er ließ jedoch sagen, daß er sich ohnmöglich zu ihnen bemühen könne, und sie daher nur immer ohne ihn probiren möchten. Der Abend kam. Die ganze

Stadt strömte ins Theater. Der Herzog und alle Vornehme waren gegenwärtig. Auf der Bühne standen bereits die Mitspielenden und warteten ängstlich. Einige derselben mußten spielen ehe er daran kam, aber man hörte kaum auf sie, so groß war die Ungeduld. Endlich kündigte ein allgemeines Gemurmel die Ankunft des Fremden an. Er ging gerade vor bis ans Proscenium und verbeugte sich tief. Alle Zuhörer standen auf wie durch einen Impuls getrieben. Staunen und Ueberraschung, dann eine Salve von Beifallsklatschen, so daß der Saal erzitterte. Die Musiker selbst wurden von der allgemeinen Bewegung hingerissen und applaudirten enthusiastisch. Die ganze Versammlung war bezaubert.

Nun nahm er seine Violine, stellte sie ernsten Blicks auf die Brust, der rechte Arm löste sich anmuthsvoll, er legte den Bogen auf die Saiten und die Saiten sprachen. Sein bleiches grünliches Gesicht belebte sich, seine Augen funkelten. Er ward wieder schön wie in seinen besten Tagen. Es war eine förmliche Verklärung. Was man sah, was man hörte, wer

mochte es erklären, denn nie hatte noch etwas ähnliches ein menschliches Ohr berührt, nie hatten menschliche Augen noch etwas ähnliches gesehen.

Als er aufhörte, dauerte der Zauber noch fort und es trat eine lange Pause des Schweigens ein. Dann aber brach das Entzücken los und war so brausend, daß man hätte glauben sollen, das Theater müsse einstürzen.

Der Fremde nahm diese Huldigung ohne die mindeste Regung an. Er verbeugte sich ein zweitesmal und als er sich wieder erhob, war dieses so schöne, so begeisterte Gesicht, gelb und finster geworden. Er nahm die Geige unter den Arm und ging mit schwankenden Schritten in die Coulissen, während tausend Stimmen mitten unter Beifallsdonner seinen Namen riefen.

Ueberall flößte er dieselbe Bewunderung ein. Er zog durch alle Hauptstädte Europa's und überall ward er mit Lob und Reichthümern überhäuft. Sein Geiz nahm alles in Empfang und gab nichts wieder heraus. Er war reich, mächtig und groß, wie er vorausgesagt hatte,

aber auf seinem Haupte ruhte ein heimlicher Fluch. Man sagt, dieses Talent habe, als Erbtheil des bösen Feindes, nie für ein Werk der Menschenliebe sich hingeben können. Der Unglückliche starrt von Gold und sieht das Elend ohne es zu beklagen: er leidet, und sieht den Schmerz ohne zu trösten; er hat den Hunger kennen gelernt und sieht den Hunger, ohne ihm Hülfe zu bringen. Man sollte sagen, das Mitleid sey ihm verweigert. Mitleid und Liebe sind die beiden einzigen Harmonieen, die er auf den Saiten seines Zauber-Instruments nicht erklingen lassen kann.

Aloisius Blasi.

Isola Bella.

Von Madame Cottin.

Die neunte Stunde scholl von dem Thurme der kleinen Kirche dei pescatori, dessen Spitze sich hoch über die Bäume und über die Gewässer des lago maggiore erhebt. Lehnend am Fenster einer reizenden Wohnung auf der lieblichen Insel Isola Bella, zählte eine junge Frau die Glockenschläge voll ungeduldiger Sehnsucht.

„Er kommt diesen Abend noch nicht, seufzte sie traurig, denn in ihrem Munde hatte selbst die Unzufriedenheit nur den Ausdruck sanfter Klage. Ich kenne Eduards Eifer und Pünktlichkeit, an ihm liegt die Schuld dieser Verzögerung nicht, das weiß ich gewiß; aber ich

zittere vor dem Gedanken, daß ihm irgend ein Unfall begegnet seyn könne."

Jetzt knisterte der Sand im Hofe unter dem Schritte eines Mannes, ein Schatten bewegte sich durch die Finsterniß und ihre Unruhe verwandelte sich in Freude; doch nur für einen Augenblick, denn Frau von Tercy erkannte bald den Strohhut und die Arbeitsjacke ihres Gärtners.

„Seyd ihr es Dorso?" rief sie hinab.

Ja gnädige Frau, ich bins und bringe Ihnen einen Brief, den mir ein expresser Bote so eben übergeben hat.

Ohne weiter zu fragen flog Frau von Tercy die unbeleuchtete Treppe hinunter und fand auf der Flur ihren Gärtner, der schon nach Licht für seine Dame gerufen hatte. Ihre Hand brach schnell das Siegel; ihr Gatte schrieb:

„Mit Ueberraschung und Betrübniß, theuerste Clemence, wirst Du statt meiner, der Dir so fest versprochen hatte, Dich noch diesen Abend zu umarmen, einen Brief empfangen: allein Du weißt ja auch, wie heilig die Aufgabe ist, die

ich mir gestellt habe, und wirst mir gewiß nicht zürnen, wenn ich sie mit einer Hingebung erfülle, die mir große Opfer auflegt. Als das schwerste derselben sah ich unsre zwei Monat lange Trennung an, die, wie ich hoffte, heute enden sollte; aber Freundespflicht hält mich noch einige Tage länger von Dir entfernt. Der Bote, welchen ich mit diesen Zeilen absende, hat den ausdrücklichen Befehl, mir eine Antwort zurückzubringen: darum, geliebte Freundin, laß für den Augenblick die vollen vier Seiten dieses Briefes ungelesen, um mir zu schreiben, daß Du und unser Kind sich wohl befinden und Du mir diesen neuen Aufschub verzeihst. Dann erst, wenn Du meinen Boten abgefertigt haben wirst, greife wieder nach diesem Briefe, liebe Clemence; denn da ich nicht bei Dir seyn kann, habe ich versucht mich zu trösten, indem ich Dir zuerst berichte, weshalb unsere Rückkehr sich verzögert, und ferner er-

zähle, was uns in Mailand begegnet ist, wo Du uns bereits angelangt und im Begriff wußtest, am nächsten Morgen abzureisen, um noch am nämlichen Tage bei Dir einzutreffen."

Frau von Tercy sorgte zuerst für die Erquickung des Eilboten, dann schrieb sie einige Zeilen an ihren Mann, aus denen trotz aller Sanftmuth und Ergebung dennoch das Bedauern hervorleuchtete, daß ihr Eduard sich eine solche Aufgabe gestellt habe. Der Ungeduld denkend, mit welcher er ihrer Antwort harrte, fertigte sie schnell den Boten ab, dem sie nebst dem reichlichen Trinkgelde noch tausend mündliche Aufträge an ihren Gatten mitgab; dann schloß sie sich in ihr Zimmer ein, um ungestört Eduards Brief zu lesen.

„Wir waren, wie ich Dir, liebe Clemence, vor drei Tagen schrieb, im Hotel del Marino zu Meiland abgestiegen, und ich fühlte mich, obgleich ruhiger als seit geraumer Zeit, doch nicht ganz unbesorgt wegen der Folgen einer Geschichte, deren Held Leonce abermals gewesen ist. Eigentlich wollte ich Dir diese Sache

verschweigen, meine Freundin, denn Du bist nur zu sehr geneigt, meinen armen thörichten Leonce streng zu beurtheilen. Doch wie wäre es möglich, weitläufig zu schreiben an ein geliebtes Wesen und ihm zu verschweigen, was uns beschäftigt? Wie sollte ich es anfangen, Dir die Wahrheit nur halb zu sagen! Vernimm denn, meine Clemence, daß die Verführung jenes jungen Mädchens, die Leonce in eine so üble Lage gebracht und die mich veranlaßt hatte, zu ihm nach Neapel zu reisen, nicht sein einziges Verbrechen war, denn Du weißt ja wohl, daß ich es, wie sehr ich ihn auch liebe, darum nicht weniger strafbar von ihm finde, sein Glück, oder wenigstens sein Vergnügen auf das Unglück eines Geschlechts zu gründen, als dessen Vertheidiger und Stütze jeder Mann von Ehre sich ansehn sollte. Genug, als ich in Neapel ankam, war Leonce zugleich auch der Liebhaber einer Frau, deren Gemahl einen bedeutenden Rang am Hofe der Königin Caroline bekleidet. Wir gelangten bald zu der schrecklichsten Gewißheit, daß die Wuth, welche der Fürst von Cesari bei dieser Ent-

deckung bezeigte, nicht sowohl von der Schande, die Leonce über seinen erlauchten Namen gebracht, sondern von einer weniger in's Auge fallenden Nebenbuhlerschaft herrührte, die jedoch dem Fürsten mehr am Herzen lag; mit einem Worte, Leonce hatte ihm auch eine Tänzerin vom Theater St. Carlo entführt, deren Gunst Jener zum höchsten Preise bezahlte. Wir verließen Neapel, und ich drang Leonce das Versprechen ab, keinen Menschen in Rom zu besuchen, damit er ja keine neue Intrigue anknüpfen sollte. Eben war er im Begriff, mich nach der Villa Borghese zu begleiten, wo ich einen Brief abzugeben hatte, als ich die schlanke Tänzerin vom Carlo-Theater in unser Zimmer treten sah. Sie hatte sich auf einen tragischen Ton gestimmt, um Leonce's Herz zu rühren, lieh jedoch meinen Vorstellungen ein aufmerksames Ohr, als ich ihr begreiflich machte, wieviel sie verlöre, indem sie mit dem Fürsten bräche, und welchen Nachtheil es ihr bringen würde, eine so einträgliche Verbindung um eines Thoren willen aufzugeben, der seit ihrer Trennung nicht ein einzigesmal ihrer

gedacht habe. „Ist das wirklich wahr?" rief sie, indem sie näher zu Leonce trat, der am Fenster zeichnete. Vielleicht hoffte sie, daß er ihre Züge festhalten wolle, indeß ihn das anziehende Profil eines Mädchens beschäftigte, das dem Hotel gegenüber wohnte. Die Tänzerin eilte wüthend von dannen, ich aber entsagte aus Besorgniß vor einer neuen Thorheit dem Gange nach der Villa Borghese und trieb Leonce zu schleuniger Abreise. Er widersetzte sich keineswegs, denn es ist merkwürdig, daß bei allen seinen tollen Streichen die Leidenschaft gar nicht ins Spiel kommt. Seit ich wieder in seiner Nähe bin, habe ich ihn aufmerksam beobachtet und kann ihm — selbst auf die Gefahr hin, daß Dein süßer Blick, meine Clemence, sich von dem Papier wegwende, worauf ich diese Worte schreibe, daß Deine reine Seele meiner Versicherung keinen Glauben verleihe — das Zeugniß nicht versagen, daß er durchaus kein böser Mensch und sein Herz voll Adel und Güte sey. Indeß giebt es etwas Unerklärbares in Leonce's Gemüth; er ist ein ganz besonderes Wesen, das der Him-

mel halb an einem Tage freigebigster Milde, halb an einem Tage voll Unwetter schuf. Sein Gesicht selbst, das ich Dir, soviel ich weiß, noch nicht geschildert habe, trägt einen Ausdruck, den nicht Jedermann versteht. In seiner ersten Jugend war er schön wie ein Engel; seitdem hat sich etwas Boshaftes, oft etwas Teuflisches in diese regelmäßigen Züge eingeschlichen. Bald strahlt seine edle Stirn von stolzer Erhabenheit, bald straft das spöttische verächtliche Lächeln um seinen Mund die schwarzen Augen Lügen, aus denen tiefes Gefühl und Sehnsucht spricht. Mit einem Worte: es ist als habe die Natur, bereuend ihn so vollkommen geschaffen zu haben, ihn der Herrschaft des Lasters Preis gegeben. Wie soll ich Dir seine schlanke, herrliche Gestalt, seine feine und edle, durch keine Ziererei entstellte Sitte schildern? wie seinen Geist voll Scharfsinn und Witz, der sich nur bemüht, leicht und oberflächlich zu erscheinen, um seine Tiefe zu verheimlichen; seine vollendeten Talente, auf welche er jedoch so wenig Werth legt, daß man glauben möchte, er suche etwas darin-

nun, sie zu verbergen, wenn man nicht leicht einsähe, daß ein künstliches Suchen Ueberlegung voraussetzt, und Leonce diese flieht, wie ein Andrer die Gefahr. Soll ich noch von seiner melodischen, zum Herzen dringenden Stimme sprechen? Soll ich Dir erzählen, wie er, immer lachend, eingedrungen ist in die schwersten Wissenschaften?

Ach warum müssen gefährliche Fehler so glanzende Eigenschaften verdunkeln! Ich habe mich deshalb so ausführlich über Leonce's Charakter ausgesprochen, weil ich Deinen Widerwillen gegen ihn kenne, liebste Clemence, weil ich weiß, daß nur Deine Güte, nur die Furcht mich zu betrüben, Dich bewegen können, Dein Haus einem Manne zu öffnen, wie mein Vetter ist. Und dennoch hoffe ich auf Dich, um ihn auf bessern Weg zu führen; ich halte es für unmöglich, daß Deine sanfte Tugend nicht Dein ganzes Geschlecht wieder in Leonce's Augen erheben, daß sie nicht den Wunsch in seiner Seele erregen sollte, eine zweite Clemence zu finden. Kennt er nur erst den Reiz des häuslichen Lebens, dann verwirft er ge-

wiß alle falschen und gefährlichen Freuden, denen er schon zu viele Jahre geopfert hat.

Ist es vielleicht auch nur ein täuschender Wahn, mit dem ich mir schmeichle, so erscheint es mir doch als Pflicht, ihm nicht früher zu entsagen, bis ich alles angewendet habe, um ihn in Wirklichkeit zu verwandeln.

Du aber, geliebtes Weib, wirst mir — deß bin ich gewiß — Deinen Beistand nicht versagen, Du wirst den Haß, den Widerwillen bekämpfen, den das Laster Dir einflößt, und nur die Stimme der Nachsicht hören. Gedenke, meine Clemence, daß nimmer der Kuß einer Mutter Leonce's kindische Stirn berührt, kein väterlicher Rath seine Schritte geleitet, daß er, die Frucht strafbarer Liebe, vielleicht selbst aus dem Blute seiner Eltern die Anlage zu gefährlichen Leidenschaften geschöpft hat."

Bei dieser rührenden Stelle füllten sich Clemence's Augen mit Thränen, und hätte Eduard sehen können, wie sie in diesem Augenblicke mit zärtlicher Wehmuth nach der Wiege ihres Kindes hinsah, er würde errathen haben, daß ihre

gewöhnliche Strenge dem tiefsten Mitleid gewichen sey.

„Wir langten in Mailand an, ohne daß Leonce's Streiche in Neapel zwischen uns erwähnt wurden. Ich hatte eine Sache mit Geld, Leonce die andre mit dem Degen geschlichtet und sich dabei höchst großmüthig benommen; so sah ich nun alles für abgemacht an, und hoffte besonders, daß die Rückkehr der Tänzerin den Fürsten Cesari vollkommen zufrieden gestellt haben würde, als er sich bei uns anmelden ließ. Du weißt gewiß, Clemence, daß ich kein Zänker, noch Liebhaber von Zweikämpfen bin, und wirst mir also glauben, daß ich all' meinen Einfluß anwandte, um diese Zusammenkunft zu friedlichem Ende zu bringen. Allein wer ist im Stande, den beleidigenden Worten zu wehren, die den Lippen eines in seiner Eitelkeit gekränkten Mannes entströmen! Doch muß ich Leoncen Gerechtigkeit wiederfahren lassen; er antwortete anfänglich mit großer Mäßigung und ließ sich erst durch eine unverzeihliche Beleidigung bewegen sich zum zweiten Male mit dem Fürsten zu

schlagen. Es ward bestimmt, daß sie in Buffalora zusammentreffen sollten, der zweiten Poststation zwischen Mailand und Novara. Diese kleine, am Ufer des Tessino gelegene Stadt, bot uns ärztliche Hülfe für den schlimmsten Fall, und wir entzogen uns zugleich den scharfen Blicken der Franzosen, die Mailand besetzt halten und alles, was nicht zum Militär gehört, unter strenge Aufsicht nehmen. Der Fürst von Cesari hat diese besonders zu berücksichtigen, da die Königin von Neapel, deren Kammerherr er ist, in sehr gespanntem Verhältnisse mit dem General Bonaparte steht. Es ward also festgesetzt, daß sich der Fürst mit einem Sekundanten in dem kleinen Gehölze am Ufer des Tessino einfinden und ich Leonce dahin begleiten sollte. Durch nichts mehr in Mailand zurückgehalten, reisten wir augenblicklich ab, und kamen noch am hellen Tage in Buffalora an. Nach einer Mahlzeit, der wenig Ehre von uns erzeigt wurde, schlug ich meinem Vetter einen Spaziergang vor. Er sprach lange allein, vollkommen unbefangen, heiter sogar, bis ihm endlich der Ernst mei-

nes Wesens auffiel. Er blieb stehn, faßte meine Hand und sprach mit dem Tone wahrem Herzenergusses: „mein Freund, ich weiß nicht, was mich morgen erwartet, doch hoffe ich, Du wirst mir wenigstens nicht vorwerfen können, etwas versäumt zu haben, um diesen unglücklichen Zweikampf zu vermeiden. Jetzt bleibt mir nichts mehr zu thun, als Dir für die unausgesetzten Beweise treuer Freundschaft zu danken, die Du mir seit zehn Jahren gegeben hast, denn Du allein hast mich niemals verlassen und mich trotz aller meiner Fehler stets bei unserm Oheim vertheidigt. Dich machte er zum Herrn seines Vermögens; es stand bei Dir, mich hülflos meiner Thorheit zu überlassen; statt dessen hast Du mir ein Erbtheil überliefert, das Deine Sorgfalt verdoppelt hatte; Du warst es immer, der mich dem Untergange entriß, der mir beistand und mich tröstete, ja selbst mein Leben danke ich Dir.“ Ich wollte ihn unterbrechen, aber er fuhr mit einer Wehmuth fort, die seinen Zügen einen neuen Reiz verlieh: „Ich weiß alles, Eduard! Vor sieben Jahren — ich zählte damals acht-

zehn und konnte kaum ein Rappier halten — wollte ich mich dennoch mit einem Schläger von Profession messen; du hast dich damals statt meiner geschlagen und bist verwundet worden. Du wähntest dies Geheimniß wohl verwahrt, aber ich habe es doch entdeckt, und nur auf eine wichtige Gelegenheit gewartet, es dir zu sagen." — Wieviel es mir auch kostete, Leonce so sprechen zu hören, fühlte ich mich doch hoch erfreut, seine Seele, die vielleicht morgen schon vor Gott erscheinen sollte, voll Dankbarkeit und Ehrgefühl zu wissen. Höre mich an, lieber Leonce, sagte ich, wenn es wahr ist, daß ich Freundespflicht gegen dich erfüllt, wenn ich deine brüderliche Liebe verdient habe, sollte ich in einem Augenblicke wie der gegenwärtige, nichts von deiner Vernunft fordern dürfen? Morgen früh wollen sich zwei brave Männer schießen um eines Weibes willen, das keiner von ihnen achtet. Wenn aber mein Wunsch erfüllt, wenn das Glück dir günstig ist, wirst du mir dann noch die Bitte abschlagen, über deine Lebensweise nachzudenken und deine Leidenschaften zu zügeln? Wirst du

mir dann noch den einzigen Lohn versagen, dem mein Herz nachstrebt? Wirst du mir nicht die Befriedigung gönnen, dich deines Vaters würdig an sein Grab führen zu können? Denn o Leonce, jener Greis, der auf seinem Todtbette so sehnlich nach dir verlangte, er war dein Vater. — Er warf sich an meine Brust, und drückte mich fest an sich, faßte sich aber schnell wieder und sprach: „Ich verberge dir es nicht, Eduard, oft habe ich bereut, der Thorheit so viele Jahre geopfert zu haben, von denen ich einen edlern Gebrauch machen konnte; aber ich weiß nicht, welcher böse Geist meine besten Vorsätze untergrub. Ich habe die Hälfte des Vermögens, das du mir in so gutem Stande übergabst, im Spiel durchgebracht, das ich nicht liebe; die Weiber habe ich stets nur aufgesucht, um sie zu verrathen, und von ihnen selbst lernte ich, sie zu betrügen. Die Erste, der ich mich mit dem vollen Glauben der Jugend hingab, hörte ich über mein Vertrauen spotten, das sie blos meiner Achtung für ihren Charakter dankte, und meinem jugendlichen Urtheil schienen nun alle Weiber verächt-

lich. Seitdem habe ich nicht geliebt, denn was ich auch für Liebe halten mochte, war nichts als vergänglicher Sinnenreiz. Sage mir aber Eduard, wenn ich am Leben bleibe und diesem Taumel entsage, dieser Aufregung einzelner Stunden, die jede neue Intrigue in mir erzeugt, wodurch soll ich jenes Fieber ersetzen, welches mich der Langeweile meines Daseyns entreißt?"

Durch die Ruhe deines Gewissens, durch eine ehrenvolle und nützliche Existenz, erwiederte ich. Er lächelte bitter. „Quälen wir uns nicht! sprach er. Wenn das Leben selbst so ungewiß ist, wozu soll man sich darum kümmern, wie man leben wird? — Sieh, hier ist mein Testament: der letzte Wille Tercy's macht dich zwar schon zum einzigen Erben nach meinem Tode; doch habe ich geglaubt, dein Recht noch sicherer stellen zu müssen."

Meine Hand wies das Papier zurück.

„Warum, Eduard? du hast ja einen Sohn. Falle ich morgen, so bist du der Einzige, der meine Ruhestätte kennt! damit jedoch deine großmüthige Seele wenigstens ein freundliches

Andenken an mich bewahren möge, so empfange mein aufrichtiges Geständniß: glaube mir, ich gehe, wenn ich sterbe, nicht ohne Reue über meine Fehler hinüber."

Er verließ mich und ich sah ihn erst am andern Morgen wieder, wo er mich zu dem Ehrengange abholte. Der Fürst von Cesari kam uns mit seinem Sekundanten bald nach; Leonce schien äußerst ruhig, indeß eine bange und schmerzliche Empfindung, die kaum den Gedanken an Dich und unser Kind weichen wollte, meine Seele erfüllte. Die Schritte wurden ausgemessen. Ich versuche nicht, Clemence, Dir die Angst zu schildern, welche mir das Herz beklemmte, als ich die Mündung von Cesari's Pistole auf meines Freundes Brust gerichtet sah! Er drückte ab, die Kugel traf Leoncens linken Arm; er erblaßte, aber seine Hand wankte nicht. Jetzt schoß er, und der Fürst sank gefährlich verwundet zur Erde.

Trotz des heftigsten Blutverlustes wollte Leonce durchaus nicht gestatten, daß wir uns zuerst mit ihm beschäftigten, und die Großmuth, welche er unter diesen Umständen be-

wies, war um so lobenswürdiger, als sich der Fürst bei dem ganzen Kampfe mit der größten Feindseligkeit benommen hatte. Ich verband ihn selbst und führte ihn dann nach der Post zurück, wo wir abgestiegen waren. Ein sehr geschickter Wundarzt, der bei einem hier garnisonirenden französischen Regiment angestellt ist, behandelt Leoncens Wunde und hat mir versichert, er würde binnen acht Tagen im Stande seyn, die Reise zu ertragen. Ich bringe Dir, meine Clemence, also keinen glänzenden jungen Mann, strahlend in Fülle kräftiger Gesundheit, sondern einen armen Kranken, dessen vergangnes Unrecht man vergessen muß. Doch warum bitte ich Dich, deren ganzes Leben dem Wohlthun gewidmet ist, um Nachsicht und Güte? Weiß ich nicht, daß wo es ein Leiden zu mildern, wo es eine Tugend zu üben giebt, ich meiner Clemence gewiß seyn darf?

II.

Clemence von Tercy war in Genf geboren, wo ihr Vater, Herr Dervin, einen angesehenen Posten bekleidete. Das beträchtliche Vermögen, welches er besaß, würde seiner Tochter eine schöne Mitgift gesichert haben, hätte nicht die Wohlthätigkeit, welche bei ihm fast zur Leidenschaft wurde, seine Einkünfte geschmälert. Seine Gattin verband mit gleicher Großmuth die aufrichtigste Frömmigkeit und übertraf ihn noch an Werken der Barmherzigkeit. Im Schooße häuslicher Tugenden erwachsend, erhielt Clemence zugleich eine glänzende Erziehung, die vereint mit ihrer auffalden Schönheit in allen Müttern den Wunsch erzeugte, sie als Tochter begrüßen zu können. Aber Clemence war schwierig in ihrer Wahl, denn sie ließ sich weder durch äußere Vorzüge, noch durch Reichthum bestimmen; sie suchte eine Seele, die der ihren entspräche, und diese fand sich nicht leicht. Auch waren

schon mehrere glänzende Anträge aus Gründen zurückgewiesen worden, die vielleicht andern Eltern nicht wichtig genug erschienen seyn würden; allein Dervin und seine Gattin sahen ihr einziges Kind als ein zu kostbares Kleinod an, um leichtsinnig über dessen Zukunft zu verfügen.

Zu dieser Zeit ließ sich Herr von Tercy, ein reicher Gutsbesitzer aus Wallis, in Genf nieder, um Hülfe gegen eine Krankheit zu suchen, die ihm langsam dem Grabe zuzuführen schien. Er war Dervins Jugendfreund und Schulgenosse gewesen, später jedoch hatte sich ihr Leben sehr verschieden gestaltet. In französische Kriegsdienste getreten, hatte Herr von Tercy, für einen der schönsten Männer am Hofe Ludwig des XVI. gegolten.

Als das Schicksal sie wieder vereinigte, erzählten sie sich, was ihnen während der langen Trennung begegnet war. Dervins Geschichte bot nichts als das einfache Leben eines Mannes, dessen Geschmack und Wünsche nie über die Schranken bescheidener Regelmäßigkeit hinausgestrebt hatten; erwähnte aber Tercy

seiner stürmischen, bewegten Vergangenheit, so stockte er oft und die Lücken in seiner Erzählung entgingen dem Beobachter nicht. Seine wankende Gesundheit, seine durch die Revolution gestörte Laufbahn waren, seiner Angabe nach, die Ursachen der tiefen Schwermuth, die ihn umfangen hielt. Vergebens redete Dervin ihm zu, seinem Beispiele zu folgen und sich zu verheirathen; Tercy blieb unerschütterlich bei seiner abschläglichen Antwort, und der Tod des einen seiner Brüder, der in der Vertheidigung seines Vaterlandes fiel, bestärkte ihn noch fester in seinem Entschluß. Der Obrist Tercy besaß kein Vermögen, denn der Reichthum des Herrn von Tercy war diesem durch ein besondres Vermächtniß zugefallen. Indeß kannte der Obrist seinen Bruder hinlänglich, um über das Schicksal seines funfzehnjährigen Sohnes unbesorgt zu seyn; er schrieb nur eine Zeile vor seinem Tode, und selbst diese Zeile war keine Empfehlung, sondern nur ein zärtliches Lebewohl. Aus des Jünglings Hand empfing Herr von Tercy des

Obristen letztes Wort, und seine Traurigkeit steigerte sich durch den Verlust des Bruders.

Jetzt ekelte ihn die Welt an, die er früher so sehr geliebt hatte, und wie ungern er sich auch von seinem Freunde Dervin trennte, zog er sich doch mit seinem Neffen auf ein schönes Landgut zurück, das er in Wallis besaß. Dort pflegte er mit Hülfe eines trefflichen Lehrers Eduards herrliche Anlagen und erzog ihn zu einem durch Kenntnisse wie durch Moralität ausgezeichneten jungen Manne. Eduard belohnte seines Oheims Güte durch die kindlichste Liebe und seine Dankbarkeit glich einem Gottesdienst. Mit der aufmerksamsten, zärtlichsten Sorge, mit immer wachsender Angst spähete er den Fortschritten eines Uebels nach, das die Quellen des Lebens in dem geliebten Oheim von Jahr zu Jahr mehr zu zerstören schien, und bestürmte ihn vergebens mit Bitten, nach Genf zurückzukehren, um ärztliche Hülfe zu suchen. Endlich nöthigte zunehmendes Leiden Herrn von Tercy zur Nachgiebigkeit; er logirte sich in ein Haus ein, das er in Genf neben Dervins Wohnung besaß.

Als Dervin seinen Freund so verändert und mehr durch Körperschwäche als durch Jahre gealtert wieder sah, dankte er Gott für seine eigne regelmäßiger zugebrachte Jugend, und bemühte sich, den Kranken mit allen Annehmlichkeiten zu umgeben, die sein Familienkreis zu bieten vermochte. Zu jener Zeit wo Tercy den Aufenthalt in Genf mit der Einsamkeit des Landlebens vertauscht hatte, war Clemence noch ein liebliches Kind; jetzt stand er geblendet vor ihrer vollendeten Schönheit, um die nur sie selbst nicht wußte, und mehr noch als der Reiz ihrer Gestalt zog ihn der seltne Verein von Güte und Geist, von Grazie und Sittsamkeit an, der Fräulein Dervin zu einem Wesen erhob, das alle Ansprüche eines zärtlichen Herzens, wie der prüfenden Vernunft befriedigen mußte. Wenn Clemence von der Macht, von der Barmherzigkeit Gottes sprach, drang zuerst die Stimme der Religion in seine Seele, und er bekannte sich, daß die Bahn, die er betreten hatte, zwar verführerische Freuden für den Lenz des Lebens böte, daß aber bei dem Eintritt des reiferen

Alters, der Jahre voll Leiden und herber Erfahrung, Religion und Gebet die einzigen dauerhaften Stützen der sinkenden Kraft zu werden vermöchten. Wie die meisten Weltleute begann Tercy mit der Aeußerung: wenn der Glaube auch nur eine Täuschung sey, so sey diese wenigstens tröstlich und süß; allein je länger er Clemencen zuhörte, je öfterer er sah, wie sie die Tugenden ausübte, die eine reine und aufgeklärte Frömmigkeit ihr einflößte, je lebhafter erkannte er, daß die Macht der Religion keine Täuschung, keine fromme Lüge sey. Clemence war um so mehr geeignet, selbst ein verhärtetes Herz zu Gott zurückzuführen, als sie zu ihren Bekehrungen nicht blos die unwiderstehliche Grazie, die ihr die Natur verliehn, sondern auch die zärtliche, leidenschaftliche Sprache anwandte, die sie von der Liebe zu borgen schien, um von der Gottheit zu sprechen. Clemencens ernste, ruhige Erziehung hatte ihrem Aeußern eine bewundrungswerthe Haltung und die liebenswürdigste Bescheidenheit gegeben, aber ihre Seele war so zart besaitet, daß ihr Glück

oder ihr Unglück nur von den Freuden oder den Leiden des Herzens abhängen konnte.

„Eduard allein ist Ihrer Tochter würdig, sprach Herr von Tercy eines Tages zu seinem Freunde. Ob sie sich wohl lieben mögen?"

Was gäbe ich für diese Gewißheit, die mich beglücken würde! entgegnete Dervin. Seit den sechs Monaten Ihres hiesigen Aufenthalts habe ich Ihren Neffen aufmerksam beobachtet, und kenne keinen jungen Mann, dem ich das Glück meines Kindes mit größerer Zuversicht anvertrauen würde. Reden Sie mit Eduard, ich will meine Tochter auszuforschen suchen und wenn sie sich lieben, nun so machen wir aus den jungen Leuten ein Paar.

Herr von Tercy drückte seines Freundes Hand und sagte mit einiger Verlegenheit:

„Sie sind sehr reich, Dervin, und vielleicht —"

Das bin ich gerade nicht, indeß wird meine Tochter auch für zwei genug haben, selbst wenn Eduard gar kein Vermögen besäße.

„Gar kein Vermögen? Das wird gewiß

nicht der Fall seyn; allein verschiedne Einrichtungen, alte Verpflichtungen —"

Machen Sie was Sie wollen, alter Freund, unterbrach ihn Dervin. Wenn sich unsre Kinder lieben, so bin ich mit allem zufrieden.

Der Augenblick war also erschienen, wo Herr von Tercy seinem Neffen ein Geheimniß offenbaren mußte, das ihn seit langen Jahren quälte, und die schmerzliche Verlegenheit, die er bei Eduards Anblick empfand, malte sich in seinem stets schwermüthigen Blick.

„Seit zehn Jahren, Eduard, sind wir immer zusammen gewesen, sprach er endlich, indem er seines Neffen Hand faßte; wir lieben uns wie gute Freunde, nicht wahr? — Eduard drückte des Oheims Hand fest zwischen die seinen und sah ihn mit herzlicher Zuversicht an. — Ich kann Deine Aufführung nur loben, Deine Sitten sind rein und tadellos."

Ihnen, mein Oheim, danke ich was ich bin. Ich konnte Ihre Güte nur durch ein pflichtmäßiges Betragen belohnen, und Sie haben mich so glücklich gemacht, daß mir das Gute leicht geworden ist.

„Eduard, willst Du heirathen?"

Ja und nein, lieber Oheim; ja, sobald Sie es als einen Beweis meines Gehorsams fordern; nein, wenn ich es abschlagen darf, ohne Sie zu betrüben; denn wenn ich für mich allein wählte, würde ich ohne Zweifel meine Ansprüche zu hoch erheben.

„Nun, lieber Junge, es giebt wohl wenig Mädchen, auf die Du nicht Ansprüche machen dürftest."

O mein Oheim! Die, welche ich liebe, ist mehr als schön, mehr als reich — sie ist ein Engel, der an Reiz und Tugend alle Weiber überstrahlt: hat sie nicht überdieß die besten Parthieen in Genf ausgeschlagen?

„Dieser Engel heißt Clemence, sagte der Oheim mit Lächeln. Nun, wenn sie Dich liebte, Eduard, so könnte sie die Deine werden, denn ihr Vater hätte nichts dagegen. Uebrigens bist Du nicht mittellos, und wenn wir nur erst Dein Glück aufs Reine gebracht haben, wollen wir zu einer andern Sache übergehn, die mir schwer zu besprechen wird.

Sage mir vor allem, glaubst Du, daß Clemence Dich liebt?"

O wie hätte ich es anfangen sollen, ihr Herz zu gewinnen? Clemence steht so hoch über mir, daß ich nie ein Wort der Liebe an sie gerichtet habe; indeß sind unsre Neigungen sich gleich. Die Kunst beschäftigt sie, wie mich, sie liebt die Wissenschaft, und das Landleben zieht sie an, wie mich.

„Gut, Eduard! so erkläre Dich, wirb um ihre Einwilligung und für das Uebrige laß mich sorgen. Jetzt aber wollen wir etwas berühren, das mir seit achtzehn Jahren schwer auf dem Herzen lastet. Nimm die Wachslichter weg, mein Freund, die Helle blendet mich."

Eduard gehorchte, und Herr von Tercy begann nach minutenlangem Schweigen:

„Ich hatte das dreißigste Jahr überschritten, ohne jemals wahrhaft geliebt zu haben. Vielen Weibern hatte ich gehuldigt, so manche verführt und verlassen, und Gleiches von ihnen empfangen, aber bei diesem Tauschhandel von Untreue und Intriguen war mein Herz

kaum oberflächlich berührt worden. Da brach die französische Revolution aus. Oft habe ich Dir die gräßlichen Scenen geschildert, deren Zeuge ich damals seyn mußte, und Du kennst die Gründe, die mich zwangen, Frankreich zu verlassen. Eines nur verschwieg ich Dir bis heute: ich verließ es nicht allein. Ich hatte einen Freund, der mir zwar nicht so werth als Dervin, doch durch gegenseitige Dienstleistungen eng mit mir verbunden war. Er vertraute mir sein Weib an, um es nach England zu führen, während er den Prinzen nach Deutschland folgte. — Eduard! Dein Oheim muß vor Dir erröthen, bei dem Geständniß, das er Dir zu thun hat — Eduard! ich verführte des Freundes Weib. Ich will nicht zu meiner Rechtfertigung anführen, daß sie mich längst liebte, daß sie mir's zuerst gestand; ich will Dir nicht schildern, welche unzähligen Versuchungen mich umgaben: mein Vergehen bleibt unverzeihlich und die Genossin meiner Schuld büßte es mit dem Leben. Sie starb, indem sie der Frucht unsrer strafbaren Liebe das Leben gab, und ich bin fest überzeugt,

daß Gewissensangst und Schrecken über die Ankunft ihres Gatten, verbunden mit den Vorsichtsmaßregeln, die sie treffen mußte, um ihren Zustand zu verheimlichen, die traurige Catastrophe herbeiführten."

Und das arme Kind! rief Eduard.

„Es lebt und ist ein Knabe; ich habe ihn erziehen lassen als den Sohn eines Bruders, der sehr jung starb: aber es scheint, als wolle mich Gott durch das Kind der Schuld für diese selbst bestrafen, denn Leonce vereinigt mit den heftigsten Leidenschaften einen unbezwinglichen Sinn. Seit zehn Jahren ist er bereits aus mehreren Schulen fortgeschickt worden."

Mangelt es ihm denn an Fähigkeit? fragte Eduard sanft.

„Im Gegentheil, er lernte von jeher spielend und lachte seine Lehrer aus, indem er sie erreichte; aber sein eiserner Kopf giebt weder vernünftigem Zureden, noch der Strenge nach."

Warum versuchten Sie es nicht mit Liebe?

Warum, bester Oheim, thaten Sie nicht für ihren Sohn, was Sie für mich gethan haben?

„Warum, Eduard? Weil mein Bewußtseyn mich zurückhielt, weil ich mich nicht als seinen Vater bekennen mochte, weil ich fürchtete, Argwohn zu erregen — ach, wofür fürchtet man sich nicht alles, sobald man kein reines Gewissen hat! — Uebrigens muß ich Dir auch gestehn, daß mir bei meiner Kränklichkeit vor dem Lärmen, der Verwirrung bangte, welche der unbändige Wildfang in mein Haus gebracht haben würde. Jetzt aber, lieber Eduard, wo Du zum Manne gereift bist, und ich am Rande des Grabes stehe, lege ich eine schwere Last vertrauensvoll auf Deine Schultern. Ich hinterlasse Leonce die Hälfte meines Vermögens, wünsche jedoch, daß Du es noch einige Jahre verwalten mögest; ja ich werde meine Verordnungen so treffen, daß Dir vollkommne Freiheit bleibt, ihm sein Erbe nur dann zu überliefern, wenn er sich vernünftig zeigt. Auf Dich verlasse ich mich völlig und weiß, Du wirst nachsichtiger seyn, als ich. Ihr erhaltet Jeder funfzehntausend Livres

Einkünfte; da indeß Dein Theil billigerweise der Bessere seyn muß, will ich Dir noch überdies mein schönes Landgut in Wallis vermachen."

Guter Oheim, sprach Eduard wehmüthig, schlägt Clemence mich aus, wozu aller Reichthum? sagt sie Ja, dann möchte ich ihren liebsten Wunsch erfüllen. Sie reiste vor zwei Jahren nach den Borromäischen Inseln, und seitdem steht ihr ganzes Sehnen dahin, ein Haus am Fuße der Terrassen zu bewohnen, die Isola bella zieren. Gestern noch machten wir den Plan, Sie im nächsten Frühjahr zu einer Reise dahin zu bewegen. Herr und Frau von Dervin sind ganz bereit dazu.

„Ihr werdet ohne mich reisen, meine Lieben, sprach seufzend der Kranke; ich fühle mein Leben entfliehn, und ohne die Unruhe, die Leonce mir macht, würde ich gern sterben, so lang und mühselig scheint mir der Pfad bis zum Grabe. Doch lasse ich Dir freie Wahl Deines Erbtheils, lieber Eduard. Nimm, was Dir gefällt, nur hätte ich das Gut gern in Deinen Händen gesehn, damit die Einrich-

tungen, die ich dort gemacht, nicht zerstört würden. Der Brausekopf wird alles in Unordnung bringen."

Seyn Sie ruhig, bester Oheim; ich werde Leonce's Erbtheil verwalten, als wäre es das meine. Warum aber beschäftigen Sie sich mit diesen betrübenden Anordnungen? Sie sind ja nicht kränker als bisher.

„Du täuschest Dich, lieber Sohn', meine Kräfte nehmen schnell ab, und der Kummer vermehrt mein körperliches Leiden, denn man meldet mir aus Paris, Leonce habe das Handelshaus verlassen, wohin ich ihn gebracht hatte, und lebe jetzt müßig und ausschweifend. Wenn ich noch Jemand hätte, den ich hinschicken könnte, um die Wahrheit zu erfahren! aber ich müßte ihm das Geheimniß eröffnen und dann — wer interessirte sich warm genug dafür?"

Lassen Sie mich reisen, mein Oheim, unterbrach ihn Eduard eifrig. Ich bin zwar noch jung, aber das Verlangen Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, die Neigung die ich sicher für Leonce fassen werde, vergönnen mir ge-

wiß einigen Einfluß über ihn. Ich will zu seiner Vernunft, zu seinem Herzen sprechen, ihn nicht mit Gesetzpredigten quälen; vielleicht verdient er selbst nicht einmal das strenge Urtheil, das Fremde über ihn fällen: lassen Sie mich hin und mit eignen Augen sehn.

„Das wäre zu grausam, mein Freund, im Augenblick, wo Du glücklich seyn kannst, wo Clemence —"

Liebster Oheim, sprechen Sie, ich bitte Sie inständig, nicht von meinem Glück, wenn Sie von Sorge gequält sind. Wollen Sie mir die einzige Gelegenheit rauben, wo ich Ihnen meine Erkenntlichkeit beweisen kann?

„Wohlan denn! ich nehme Deinen Vorschlag an. Du sollst abreisen, sobald Deine Heirath entschieden seyn wird, und während Deiner Abreise will ich die nöthigen Einrichtungen treffen."

Sie sprechen von meiner Heirath wie von einer bestimmten Sache; wenn nun Clemence mich ausschlägt?

„Das fürchte ich nicht, mein Freund, ihre

Seele ist zu schön, um die Deine nicht zu verstehn."

Herr von Tercy hatte Recht. Clemence gestand ihren Eltern, daß Eduard das Ideal erfülle, welches sie sich von dem Gefährten ihres Lebens gemacht habe, und versprach mit süßem, hingebenden Vertrauen, gleich nach dessen Rückkehr die Seine zu werden; denn Herr von Tercy hatte der Familie Dervin mitgetheilt, daß er seinen Neffen in einer wichtigen Angelegenheit nach Paris schicken müsse. Eduard verließ Genf nicht ohne schmerzliche Ueberwindung, denn er liebte Clemence so innig und warm, daß ihm fern von ihr keine Freude blühte: aber in seiner edlen Seele siegte Pflicht und Dankbarkeit über die zärtlichste Neigung.

Nach mühsamen Forschen fand er in Paris Leoncens Spur. Anfänglich wollte dieser ihn durchaus nicht sehn, weil er ihn für den Ueberbringer strenger Mahnungen von Seiten seines Oheims hielt. Fühlte er gleich selbst daß er Vorwürfe verdiene, so war er sich doch auch bewußt, daß er sich nimmermehr der

Härte und Willkühr unterordnen würde, und sein stolzer Sinn ließ ihn in jeder Vorstellung die Andre ihm machten, einen Angriff auf seine Freiheit erblicken. Eduard bedurfte großer Geduld und freundlicher Bitte, um zu ihm zu gelangen.

Eine einzige Zusammenkunft reichte jedoch hin, die jungen Leute herzlich mit einander zu befreunden. Weit entfernt von unnützer Strenge, bemühte sich Eduard blos, Leoncen zu beweisen, daß der Weg, den er betreten habe, ihn unmöglich zum Glück führen könne. Seinen milden Worten öffnete sich Leonce's Ohr, und je länger er Eduard sah, je mehr neigte sich seine Seele dem Guten zu. Mit Bedauern nahm dieser endlich Abschied von ihm, denn seit er Leonce's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, war es nicht mehr bloße Dankbarkeit gegen seinen Oheim, sondern liebende Zuneigung, die Eduard an den Jüngling band. Er empfing Leonce's heiliges Versprechen, daß er das Glück seiner Zukunft nicht mehr durch Ausschweifungen gefährden wolle, die seine Gesundheit wie sein Vermögen zu Grunde

richten mußten, und eilte dann, vom Herrn Tercy zurückgerufen, weil Herr Dervin sich über die lange Abwesenheit seines Eidams zu wundern begann, nach Genf, wo ihn Clemence mit bräutlicher Zärtlichkeit empfing. Ihre Vermählung ward unmittelbar nach Eduards Ankunft vollzogen; auch war es die höchste Zeit, wenn Herr von Tercy noch Zeuge derselben seyn sollte, denn sein schleichendes, schmerzliches Uebel nahm plötzlich den gefährlichsten Charakter an.

„Könnte ich doch Leonce sehen, seufzte er und drückte mit erkaltenden Fingern des Neffen Hand; könnte ich ihn sehn und ihn segnen! Vielleicht wären die Warnungen eines Sterbenden ihm heilsam, vielleicht hielte ihn der Anblick des Todes auf dem bessern Pfade fest, den er, wie Du mir sagst, betreten hat. Schicke einen Eilboten nach Paris, guter Eduard; er soll augenblicklich hierher kommen."

Des Kranken Wunsch ward sogleich erfüllt und er fühlte sich beruhigter. Trotz seiner Schwäche hörte er doch mit Vergnügen seinen Neffen von dem Sohne sprechen, zu dessen

Anerkennung er sich früher nicht hatte entschließen können, und lauschte mit größtem Interesse der Schilderung seiner ausgezeichneten Talente und seines Verstandes. Vielleicht gefiel sich auch seine Eigenliebe darin, in dem jungen Manne, den man ihm so schön und liebenswürdig malte, alle Vorzüge wiederzufinden, die seine eigne Jugend geziert hatten und auf welche er so stolz gewesen war. Auch wußte Eduard mit dem freundlichsten Zartgefühl überalle Fehler wegzugleiten, welche den Greis besonders beunruhigen konnten: er verschwieg ihm, welch ein gefährlicher Verführer Leonce bereits geworden war, und überredete den Kranken, Jugendhitze allein habe seinen Sohn irre geleitet. Selbst als der Eilbote von Paris wiederkehrte, ohne Leonce gefunden zu haben, der einige Tage vorher mit einer jungen Frau verschwunden war, die er ihrem Gatten entführt hatte, selbst dann verbarg Eduard die Wahrheit, um seines Oheims letzte Tage nicht zu vergiften, und brachte ihm die Nachricht, daß Leonce in Aufträgen des Handelshauses, in welches er wieder eingetreten, nach Vor-

deaux gereist und der Bote ihm dorthin nachgeeilt sey. Er durfte diese tröstliche Lüge wagen, da Herr von Tercy nach dem Ausspruch der Aerzte den nächsten Tag nicht überleben konnte; auch starb der Greis wenig Stunden später, indem er seinen Sohn segnete und ihn Eduards Herzen dringend empfahl. Ja er erlaubte dem Neffen sogar, Leonce zu offenbaren, wer sein Vater gewesen sey, wenn er jemals diese Kunde für nützlich halten würde.

Aeußere und innere Trauer wohnten viele Monate lang in Eduards Hause und Herzen. Besiegte auch die Zeit seinen Schmerz über den Verlust seines väterlichen Freundes, so blieb doch seine Ehrfurcht für dessen Willen, sein Eifer in Erfüllung der übernommenen Pflichten ungeschwächt. An dem Grabmale, das Eduards Dankbarkeit seinem Wohlthäter errichten ließ, gelobte er wiederholt, nimmer des Schwures zu vergessen, den er dem Sterbenden gethan: Leonce mit brüderlicher Treue zu lieben und zu beschützen.

III.

Sechs Jahre waren seit Tercy's Tode verflossen, und während dieser ganzen Zeit hatte Leonce unausgesetzt zwischen den besten Entschlüssen und den gröbsten Fehlern geschwankt; leider aber waren seine guten Vorsätze fast immer der Glut seiner Leidenschaften und besonders seinem zügellosen Hange für die Frauen erlegen. Indeß hatte er wenigstens der Spielsucht entsagt und Eduard deshalb geglaubt, ihm sein Erbtheil, verdoppelt durch die treueste Verwaltung, übergeben zu dürfen. Der redliche Freund schmeichelte sich mit der Hoffnung, Leonce würde, sobald er nur ein weibliches Wesen fände, das ihn wahrhaft fesselte, von seiner falschen Ansicht des ganzen Geschlechts zurückkommen. Seit er vermählt war und kein Geheimniß mehr vor Clemencen hatte, gefiel er sich noch mehr in diesem tröstenden Wahn, den sie nicht zu theilen vermochte.

„Wie kannst Du glauben, entgegnete sie

ihm oft, daß er jemals ein tugendhaftes Weib lieben werde? und nähmen wir auch diesen Fall als möglich an, welche Frau dürfte, trotz Leoncens Liebenswürdigkeit, es wagen, ihre Seele der seinen zu nähern? Müßte sie nicht zittern für ihr Heil in dieser wie in jener Welt? Wäre es nicht mehr als unvorsichtig, sein Leben an einen Mann zu binden, der weder Sitte noch Religion achtet? Wer dieß Wagniß unternähme, müßte sehr stark im Guten, oder sehr eingebildet auf seine Kraft seyn."

Du hast Recht, antwortete Eduard, ohne Gefahr ist das Unternehmen nicht; wie schön aber wäre es, dieser zu trotzen für so edeln Zweck, welches Verdienst müßte sich die Frau, der es gelänge, den Verirrten auf die Bahn der Tugend zurückzuführen, in Gottes und der Menschen Augen erwerben! Denn Du weißt, Du ahnest nicht, meine Clemence, welch herrliches Gemüth dieser arme Leonce, über den Du so streng urtheilst, doch eigentlich besitzt; Dir ist es unbekannt, wie gern, mit welchem wahren Vergnügen er das Gold, was er sonst für unerlaubte Genüsse wegwirft, zu

Linderung des Unglücks verwendet. Wüßtest Du, wieviel Thränen seine Milde schon getrocknet hat!

„Wiegen sie diejenigen auf, welche über ihn geflossen sind? fragte lebhaft Clemence; rechnest Du die zerstörte Ruhe so mancher Familie, rechnest Du die Opfer, die von ihm verführt, dem Laster in die Arme gefallen sind, für nichts? Je reicher die Natur ihn begabt, je freigebiger sie ihm die Mittel verliehn hat, zu gefallen und zu verführen, je strafbarer macht ihn der Mißbrauch dieser Vorzüge, und in unserm schuldlosen Kreise darf nie ein Vertheidiger des Lasters aufstehn. Fliehen wir vielmehr aus der befleckten Nähe, damit sein verderblicher Hauch sich nicht mit dem reinen Odem unsres Kindes vermische."

Eduard lächelte sanft und drückte einen Kuß auf die Stirn des fünfjährigen Knaben.

Freilich, sagte er, ist diese Insel ein Eden, wohin der Dämon des Bösen nimmer kommen darf, doch wollen wir uns hüten, auch der Nachsicht den Zugang zu wehren. Uebrigens, meine Clemence, danke ich Dir so viel Selig-

keit, mein Daseyn ist so durchaus beglückt, daß ich fürchten müßte, völlig zum Egoisten zu werden, wenn der Gedanke an Leonce's gefährdetes Wohl sich nicht oft meiner Seele aufdränge, um mich zu erinnern, daß das irdische Leben kein Paradies sey. Die Sorge um ihn ist die geheime Wunde meines Busens; denn ist er nicht der Sohn meines Wohlthäters, das Wesen, welches mein zweiter Vater mir mit dem letzten Hauche empfahl? Kann meine gute, fromme Clemence wünschen, daß ich vergessen solle, was ich einem Sterbenden gelobt? Seit den fünf Jahren unsres Aufenthalt auf Isola bella, fuhr Eduard fort, erscheint mir, umweht von balsamischer Luft, täglich aufs neue entzückt durch den Anblick dieser blühenden Inseln, dieser reizenden Landschaft, die Allmacht Gottes immer bewundrungswürdiger; ich sehe den Unendlichen so groß in seinen Werken, so unerschöpflich in seinen Wohlthaten, daß ich mich oft frage, wer von uns schwachen Geschöpfen sich das Recht anmaßen darf, die Andern zu richten? Wie vollkommen Du auch bist, meine Freundin, wie sehr ich mich

auch bestrebe, den Ruf eines redlichen Mannes zu verdienen, was haben wir dennoch gethan, daß Gott uns vor so Vielen begünstigt hat? Wir sind so glücklich gewesen, ohne jene Leidenschaften geboren zu werden, welche sich gegen die Vernunft empören; wir wuchsen auf, umringt von den trefflichsten Menschen, deren Tugend uns zum Vorbild diente, und keine Gefahr bedrohte unsre Jugend. Laß uns, geliebtes Weib, laß uns unser Glück verdienen, indem wir barmherzig gegen Andre sind, denen es nicht zu Theil wurde. — Seit gestern schon, meine Clemence, suche ich nach Worten, Dir einen nothwendigen Entschluß kund zu thun; ich muß — ja ich muß Dich morgen verlassen, da neue Thorheiten Leonce's meine Gegenwart fordern.

Eine Thräne stieg in Clemencens Auge, doch sprach sie kein Wort. Eduard fuhr fort:

Willst Du, liebes Herz, so kannst Du ja während meiner Abwesenheit zu Deinen Eltern reisen, und ich melde Dir dann den Tag unserer Rückkehr.

„Kommst Du nicht allein zurück, mein Freund?"

Mein Clemence, ich bringe Leonce mit, ich will versuchen, was der Reiz eines friedlichen, häuslichen Lebens über ihn vermag. Seit einem Jahre stürzte er sich in Neapel in Intriguen aller Art, deren Resultat mich beunruhigt. Ich hoffe, er wird mir die Bitte nicht abschlagen, mich hierher zu begleiten, vorausgesetzt, daß kein zu großer Widerwille von Deiner Seite —

„Nein, nein, mein Freund, unterbrach ihn Clemence mit süßem Lächeln; Du bist viel besser als ich; Du richtest die Schuldigen nicht, sondern eilst, ihnen zu helfen; ich will Dir nachahmen. Wann reisest Du?"

Morgen früh.

„Nun, mein Freund, sprach sie lebhaft, so sieh Dir noch einmal unsre reizende Insel recht an, damit ihr freundliches Bild Dir tief in der Seele bleibe und Du es jener gepriesenen Hauptstadt, jenem wunderschönen Neapel entgegen setzen kannst. Sieh, fuhr sie fort, indem sie auf der letzten Terrasse stehn blieb,

die sich über den Pallast erhebt, sieh ob Du irgendwo einen zauberischern Anblick finden wirst, als diesen Abendhimmel, diese Sonne, wie sie glänzend und ruhig hinter den Gipfeln des Monte-Rosa und des Simplon versinkt. Von hier aus erblicken wir die reichen Ebenen der Lombardey, die Du morgen durchreisen wirst; dort ragen in Ehrfurcht gebietender Schönheit unsre Alpen empor, und fassen, halb grün, halb schneebedeckt, die Landschaft ein. — O mein Freund, unsre Insel gefällt mir so unaussprechlich, daß ich sie nimmer verlassen möchte, und am liebsten hier Deiner harren will. Geh, Eduard, ich fürchte den Vergleich unsrer holden Einsamkeit mit jenem gerühmten Neapel nicht."

Du weißt ja, meine Clemence, daß weder Neapels Freuden noch Merkwürdigkeiten mich dahin rufen, daß nur Leonce mich beschäftigt, und wenn Du ihn erst kennen wirst, vielleicht begreifst Du dann besser meine Hingebung für ihn. Doch sprechen wir jetzt von uns, das heißt von Dir, meine Liebe! Wenn Du vor-

ziehst, hier zu verweilen, willst Du nicht Deine Eltern einladen, Dich zu besuchen?

„Sie würden zu mir kommen, mein Freund; aber ich weiß, daß mein Vater seine Geschäfte und seine abendliche Spielparthie, meine Mutter ihr Hauswesen, ihre Armen und die Pflichten vermissen würde, die sie übernommen hat. Sie würden mit Recht finden, daß es der Tochter zukäme, sich aus ihrer gewohnten Ordnung zu reißen, um die Eltern zu besuchen und ich verberge Dir es nicht, lieber Eduard, es wäre ein großes Opfer für mich, sollte ich jetzt unsre Pomeranzenbäume, unsre Jasmin- und Rosengebüsche verlassen, die bald in voller Blüthe stehen werden. Glaube mir, diese Insel ist mir so werth, daß ich mich, wenn ich nicht so glücklich als Gattin und Mutter wäre, mit Freuden in eines der Klöster einschließen wollte, die dort zwischen Bäumen und Blumen hervorschauen. Mit welcher Ruhe und Ergebung muß man dort beten können!"

Ergebung? Wer bedarf diese, wie ich hoffe, weniger als Du, Clemence? Fehlt Deinen Wünschen noch etwas?

„Gewiß nicht, lieber Freund, doch kann ich nicht dafür, wenn in stillen Träumen, denen ich mich vielleicht zu gern hingebe, eine unerklärliche Sehnsucht nach einem unbestimmten Glück meine Seele erfaßt."

Bist Du nicht glücklich in Erfüllung Deiner Pflichten, im Wohlthun?

„O ja wohl bin ich es, antwortete Clemence, und schlug die Augen nieder, aber dennoch fühlt sich mein Herz manchmal unbefriedigt, und ich denke dann, daß erst in einem bessern Daseyn der Unendlichkeit unsres Sehnens Erfüllung beschieden ist. Die flüchtige Kürze des irdischen Lebens, eine geheime Unruhe, eine Gemüthsbewegung, von der man sich keine Rechenschaft zu geben vermag, wecken unbegriffene Wünsche in unsrer Seele auf."

Sich über sein Loos beklagen, Clemence, heißt: verdienen, daß man das Glück verliert, welches uns die Vorsehung gewährt hat, und die schwermüthige Stimmung Deines Gemüths betrübt mich um so mehr, da ich Dich derselben allein überlassen muß. Könnte ich doch bei Dir bleiben!

„Willst Du mich dafür strafen, sagte Clemence, mit halbem Lächeln, daß ich Dir mein Innerstes erschloß, daß ich Dir keinen Gedanken zu verbergen vermag? Geh, mein Freund, Du bist ungerecht, wenn Du wähnst ich wisse mein Glück nicht zu schätzen. War je ein Mann der Achtung und Liebe seiner Frau würdiger als Du? Vergieb mir jene Aeußerungen, die nur die Wehmuth über Dein Scheiden so ernst gemacht hat. Künftig will ich vernünftiger seyn."

Eduard dankte ihr für diese Verheißung, welche ihn beruhigte, und sie kehrten in ihre reizende Wohnung zurück. Am nächsten Morgen wollte sich Herr von Tercy leise von Clemencens Seite stehlen, um ihr den Abschied zu ersparen, aber sie erwachte, als er eben einen Kuß auf die Stirn seines schlafenden Kindes drückte. „Lebe wohl, wiederholte sie hundertmal, lebe wohl, mein Eduard!"

Nicht Lebewohl, Geliebte, sondern auf Wiedersehn! Verlaß Dich darauf, ich kehre bald möglichst heim.

Er riß sich aus ihren umschlingenden Ar-

men und rollte bald auf der Straße von Mailand dahin.

In den ersten Tagen nach seiner Abreise verschleierte Wehmuth und Trauer Clemencens Blick; nach und nach wandelte sich ihr Schmerz in stilles Nachdenken und sie gab sich widerstandlos jenen süßen Schwärmereien hin, die ihr Eduard oft vorgeworfen hatte. Wenn die Sonne, zu den Ebenen hinabgesunken, nicht mehr brannte auf die Gewässer des Sees, dann setzte sich Clemence am Fuße des Pegasus nieder, der Isola bella beherrscht; da erhob sich, umgeben von allem Glanze der Natur und der üppigsten Vegetation, ihre Seele zu dem Schöpfer all dieser Herrlichkeit, sie suchte ihn in dem gestirnten Himmel, zu dem der balsamische Duft der Blüthen als köstlicher Weihrauch aufstieg; ihre Gedanken flogen zu höhern, geistigen Regionen, sie träumte von Engeln, rein von irdischer Schwäche, von menschlichen Fehlern. Wie wuchs dann ihr Abscheu gegen die Sünde, wie bedurfte sie aller Kraft ihrer Vernunft, um den Widerwillen zu bekämpfen, der sich in ihr regte, sobald sie den

Gedanken faßte, Leonce unter ihr Dach aufzunehmen, ihn, den sie für von Gott verlassen ansah. Ihre Seele war zu mild und güteroll, um nicht für ihn zu beten; aber dennoch hätte sie viel darum gegeben, seine Bekanntschaft vermeiden zu können.

In dieser Gemüthsstimmung traf sie nach zweimonatlicher Trennung Eduards Brief, der ihr den Vorgang in Buffalora berichtete.

Acht Tage später saß sie in einem Gebüsch von Rosen und Jasmin; blühende Orangenbäume, Acanthus und rother Baldrian dufteten um sie her; im süßesten Frieden ruhte die ganze Natur. Da schlug Clemencens Herz schneller in freudiger Ueberraschung, denn ihr Ohr vernahm eilige Schritte. Eduard nahte und bleich und leidend folgte Leonce ihm nach.

IV.

Clemence flog ihrem Gatten entgegen und umarmte ihn mit so ungestümer Freude, daß sie sich nach dem ersten Moment beinah verle-

gen fühlte, sich der Lebhaftigkeit ihrer Empfindung so ganz überlassen zu haben, ohne die Gegenwart eines Mannes zu beachten, der ihr fremd und unangenehm war. Sie wandte sich nach ihm, um sich zu entschuldigen, daß sie über der Freude des Wiedersehns die Pflicht der Gastfreundschaft ganz vergessen habe, als sie Leonce an einem blühenden Citronenbaume mit verschlungenen Armen und zur Erde gesenkten Blicken lehnen sah. Die ernste, schwermüthige Stellung eines Mannes, dessen ganzes bisheriges Leben im Rausch der Lust verflossen war, fiel Clemencen auf; sie stockte und betrachtete ihn eine Minute lang, eh sie ihn anredete. Der Mond schien hell auf sein Gesicht, und hob dessen Bläße noch stärker hervor. Adel und Erhabenheit des Geistes sprach aus den schönen regelmäßigen Zügen, trotz des Ausdrucks von Krankheit und Leiden, der auf ihnen lag.

Eine reiche Fülle schwarzer Locken verbarg nur halb die edle Stirn, und Clemence gestand sich, daß Leoncens Profil dem Auge des Künstlers genügen müsse. Aber als er den

Blick zu ihr aufschlug, als unter den langen seidnen Wimpern hervor sein dunkelblaues Auge voll mächtiger Anziehungskraft sich auf das ihrige richtete, als sein sanfter und dennoch durchdringender Strahl ihre Seele traf, da erschrak sie beinah vor dem unerklärlichen Gefühle, das sie ergriff, und wunderte sich, die Verachtung, ja den Haß, den sie so lange gegen ihn gehegt hatte, mit Blitzes Schnelle verschwunden zu sehn.

Eduard, der sich einige Minuten lang mit seinem Sohne beschäftigt hatte, trat jetzt zu ihnen. „Liebste Clemence, sagte er, ich führe Dir einen Freund, einen Bruder zu; er hat viel gelitten und bedarf zarter, weiblicher Sorgfalt. Aber wenn er erst vollkommen hergestellt seyn wird, dann wollen wir auch an sein Vergnügen denken und unsre gewohnte Einsamkeit ein wenig verlassen, um ihn mit unsrer Insel bekannt zu machen. Ich bin überzeugt, sobald er nur einmal die Freuden gekostet hat, die dieses allerliebste Winkelchen der Welt ihm beut, wird er die andern gar nicht mehr mögen, die er bisher so sehr geliebt."

Die ich so sehr geliebt! wiederholte Leonce von Tercy. Habe ich Dir nicht gesagt, mein Freund, daß ich mich oft betäubt, selten jedoch wahren Genuß gefunden habe? Sie aber, gnädige Frau, fuhr er fort, indem er sich gegen Clemence neigte, Sie werde ich anflehn, mich mit der Gesellschaft zu verschonen, mit welcher Eduard mich bedroht. Erlauben Sie mir darauf zu bestehn, daß meine Gegenwart nichts an den Gewohnheiten Ihres Hauses ändere, denn, was auch mein Cousin davon denken mag, ich liebe dennoch die Einsamkeit, besonders wenn sie wie hier, durch Reiz und Güte verschönert wird.

Trotz der natürlichen Höflichkeit, mit welcher Leonce die letzten Worte gesprochen hatte, machten sie Clemencen etwas verlegen und sie war gar nicht böse, als ihr Sohn mehrere Male wiederholte: das Abendessen sey aufgetragen. Leonce hatte Clemence'n nur im zweifelhaften Lichte des Mondes erblickt, und sie selbst konnte sein Aeußeres nur halb beurtheilen; aber als sie sich nun im hell erleuchteten Zimmer gegenüber standen, verstummte Jedes

vor des Andern Anblick. Clemence hatte bis dahin für unmöglich gehalten, daß ein Mann, der so sittenlos und ausschweifend lebte, einen solchen Ausdruck des Gefühls, solchen Reiz im Blick und Lächeln besitzen könne, und Leonce, der eifrigste Bewunderer von Frauenschöne, wähnte alles gesehn zu haben, was diese nur immer an verführerischem Zauber zu bieten vermochte. Wußte er indeß auch, was eine schöne Gestalt, glänzende Frische und regelmäßige Züge waren, so hatte er doch noch keine Clemence gesehen. Niemals hatte er an einer Andern diese feine, zarte Haut, diesen liebeathmenden Mund, niemals solche Augen erblickt, aus denen eine himmlische Seele leuchtete, solche klare, hellbraune Augen, in deren reinem Spiegel man jeden Eindruck lesen konnte; nie jenen wundervollen Blick gefunden, den Gott den Engeln verlieh, und die Liebe ihnen streitig macht. Viele schöne Frauen hatten Leonce begünstigt, aber bei keiner von ihnen hatte ihn jener mächtige Reiz, jener unaussprechliche Zauber erfaßt, der ihn bei Eduards Gattin ansprach.

„Du scheinst ermüdet, lieber Leonce, sagte sein besorgter Wirth, als er ihn sinnend dasitzen sah; vielleicht möchtest Du Dich gern schlafen legen?"

Leonce fuhr wie aus einem Traume empor, und bejahte die Frage. Eduard bestand darauf, ihn nach dem Zimmer zu führen, das für ihn bereitet worden war.

„Ich lasse Dir für diesen Abend Deinen Willen, sprach Leonce; wolltest Du mich aber länger wie einen Fremden behandeln, so raubtest Du Deiner Gastfreundschaft den größten Reiz. — Er verbeugte sich und ging.

Nun, mein Weibchen, fragte Eduard, als er seinen Platz wieder eingenommen hatte, was denkst Du von unserm Cousin? Es ist mir ganz recht, daß er uns allein gelassen hat, wär' es auch nur, damit ich ungestört mit Dir von ihm sprechen kann. Sage selbst, hast Du eine angenehmere Gestalt, eine anziehendere Physiognomie erblickt, als die seine?

Eduards Augen glänzten von Vergnügen, indem er Leonce's Vorzüge pries. Clemence senkte den Blick zur Erde, denn ach! in ihrem

Busen war ein Gefühl erwacht, stärker als ihr Wille, ein unbehagliches, zwangvolles, vorwurfähnliches Gefühl; sie hatte, während ihr Mann sprach, ihn unwillkührlich mit Leonce verglichen. Eduards Gesicht war wohlgebildet, aber ihm fehlte jener unerklärliche Reiz, der bei'm ersten Blick das Herz hinreißt und die Vernunft gefangen nimmt. Clemence antwortete nichts.

„Wie? rief Eduard, bist Du denn so ganz gegen den armen Jungen eingenommen, daß Du auch seine äußern Vorzüge nicht erkennen magst? Laß Dir nur sagen, meine Clemence, wie zufrieden ich während unsres Aufenthalts in Buffalora mit ihm gewesen bin. Wenn Du wüßtest, wie geduldig er gelitten, wie er sich bei seiner ganzen Umgebung beliebt gemacht hat! Auch dort, wie überall, kam ihm ein Herz entgegen, aber dießmal, das weiß ich gewiß, wird er vernünftig seyn, und ob man ihm gleich das Versprechen abnehmen wollte, wiederzukehren, sobald er genesen sey, hat er mir doch selbst versichert, daß er es abgeschlagen habe. — Nein, sprach er, nein, ich fühle,

daß ich jener Eintagsliebe müde bin, die nur Ueberdruß und Reue hinter sich läßt; ich werde nie mehr lieben, oder vielmehr ich habe nie geliebt, und wenn es mir ja noch einmal geschähe, so müßte es ein ganz besonderes Weib seyn, ein Weib, das so hoch über mir stünde, daß sie mich zu sich zu erheben und zu reinigen vermöchte. Ein solches Wesen findet sich nirgend, darum, mein Freund, werde ich nimmermehr lieben. — Während seines Krankenlagers haben wir sehr vernünftig zusammen gesprochen und ich bin mehr als je überzeugt, daß nur sein Kopf leichtsinnig, sein Herz aber edel und großmüthig ist. Ja, meine Clemence, Du mußt ihn ebenfalls lieben, damit ich ganz glücklich sey. Du bist noch schöner geworden seit ich von Dir schied; unser Kind ist gesund und fröhlich, und ich finde mich mit unbeschreiblichem Behagen wieder in meinem Hause, wo mir künftig gar nichts mehr fehlen wird, weil Leonce bei uns bleibt; denn sobald er unsere lieblichen Inseln erblickte, regten sie seine Bewundrung auf, und als wir uns unserm Wohnsitz näherten, nannte er ihn mir ein Paradies;

doch erwartete er sicherlich nicht, in diesem Garten Gottes einen Engel zu finden, wie meine Clemence ist."

Guter Eduard! unterbrach ihn seine Gattin, Deine Zärtlichkeit verblendet Dich. Dein Cousin hat so ausgezeichnete Frauen gekannt, daß meine ländliche Einfachheit ihm nicht der Beachtung werth dünken wird.

„Das nenne ich mir eine trügerische Bescheidenheit! lächelte Eduard. Du, die Perle von Genf, dieser auf die treffliche Erziehung ihrer Töchter so stolzen Stadt! — Doch laß uns jetzt von Deinen Eltern, und von uns selbst sprechen, geliebtes Weib."

Sie verplauderten in traulichem Gespräch die halbe Nacht, dennoch stand Frau von Tercy, treu ihrer Gewohnheit, nach allem in ihrem Hause selbst zu sehn, zur bestimmten Stunde auf, um für die Bequemlichkeit ihres Gastes zu sorgen. Leonce befand sich schon im Garten, um die frische Morgenluft zu athmen; er sah von Weitem, wie Clemence sich mit wirthlichen Anordnungen beschäftigte, welche den Frauen gebühren und doch von so

Vielen vernachlässigt werden. Er sah, wie sie später mit ihrem Knaben auf eine kleine Thür zuging, die sie hinter sich offen ließ, und folgte ihr leise nach. Ein altes Pferd, das dem Oheim von Tercy gehört hatte, erhielt zuerst einen Besuch; dann traten sie in einen Seitenhof, wo sich ein ziemlich großes, einfaches Gebäude erhob, das einen Ausgang nach dem Freien hatte. Clemence ging hinein und Leonce folgte ihr von fern; eine Glasthür, vor welcher ein Vorhang sich befand, schloß sich hinter ihr, und hingerissen von einer Empfindung die stärker als das Gefühl der Schicklichkeit war, schob Leonce leise den Vorhang weg und erblickte ein Dutzend junger Mädchen, wovon die ältesten kaum sechszehn Jahre zählen mochten. Sie waren alle mit verschiedenen Handarbeiten beschäftigt; Clemence untersuchte alles und schien zu loben und zu tadeln; dann brachten die Mädchen ihre Schreib- und Rechnungsbücher. Frau von Tercy gab ihnen Unterricht mit größter Klarheit und Geduld. Ihre Stimme war sanft und fest zugleich. Als die Lehrstunde vorüber war, knieeten die Mädchen

nieder, Clemence und ihr Sohn ebenfalls und ihre Lippen sprachen laut ein frommes Gebet. Leonce konnte sie nur im Profil erblicken, doch war ihm nie ein Weib im glänzendsten Putze so schön vorgekommen, als Clemence in dem einfachen weißen Morgenkleide, dessen sittsame Form keinen der Vorzüge ihrer Gestalt hervorhob. Sie hatte ihren Strohhut abgenommen, ihre schönen Haare waren aufgeflochten und auf dem Scheitel befestigt und ließen den herrlichen Nacken frei, der mit der Weiße der reinen Stirn wetteiferte. Clemence war ganz Grazie und Natur; man konnte zwar schöner, nicht aber liebreizender seyn, als sie. Leonce schlich sich fort, als das Gebet zu Ende ging; er suchte die Einsamkeit, denn tausend neue Gedanken regten sich in seiner Seele.

So hätte ich die Frauen erblicken müssen, dachte er, um ihnen Achtung und Liebe zu zollen! Aber sie zeigten sich mir stets im Festesputz, wenn sie mein Herz gewinnen wollten, und im Voraus entschlossen, mich zu verführen und zu betrügen. Ich errieth sie beim ersten Worte und gab ihnen List für List, Ver-

rath für Verrath. Hätte ich nur eine getroffen, die mich um mein selbst willen geliebt hätte, und nicht, um mich einer Andern zu entreißen, Ein Herz voll Wahrheit, Güte und Tugend, ich wäre für mein ganzes Leben gefesselt geblieben. Jetzt ist es zu spät, ich habe nur noch eine lange Reihe freudloser Tage vor mir, die ich wohl der Thorheit widmen muß, da die wahre Liebe sie nicht mag.

Vetter Leonce! rief der Kleine schon von Weitem, komm' doch, das Frühstück ist fertig, Vater und Mutter erwarten Dich dort in der Laube und mich hungert gar sehr.

Leonce ging ihm entgegen und nahm ihn auf den Arm.

„Du wirst mich nicht lieb haben, sagte er, indem er ihn küßte, wenn ich die Frühstücksstunde verzögere; Du wirst meinen, ich sey böse."

Das glaubte Mama gestern auch, aber jetzt hörte ich sie zu Papa sagen: Du hast Recht, lieber Eduard, Herr von Tercy sieht so gut und sanft aus, daß er auch ein gutes Herz haben muß.

„Deine Mutter hatte also wohl eine schlechte Meinung von mir?"

Ach ja! denn als Dein Zimmer eingerichtet wurde, nahm Mama ein Bild der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde hinweg, weil sie sagte, Du würdest keinen Gefallen daran finden; jetzt aber muß sie Dich für besser halten, denn sie hat mich diesen Morgen für Dich beten lassen.

„Deine Mutter ist recht gut, antwortete Leonce mit einer Rührung, die er sich selbst nicht gestand, sie aber hat wohl nicht für mich gebetet?"

Ja wohl! ich gehe ja alle Morgen mit ihr in die Mädchenschule und da spricht sie das Gebet. Aber Du mußt ihr das nicht wieder erzählen, denn sie hat mir verboten, mit fremden Leuten davon zu sprechen.

„Aber ich bin ja kein Fremder, Heinrich; ich bin ja ein Verwandter."

Das gilt gleich; Mama würde mir doch einen Verweis geben, daß ich von der Schule geplaudert hätte.

„Ich werde ihr nichts sagen, Heinrich, wenn

Du mir wiederholst, was Du für mich gebetet hast."

Recht gern. Als wir für Papa gebetet hatten, setzte Mama hinzu: lieber Gott, laß auch unsern Vetter gut und fromm werden, und schenke ihm ewiges Heil.

„Liebes Kind! sagte Leonce, und schloß den Knaben fest an seine Brust, wer sollte hier nicht besser werden."

Und er trat mit dem Kinde auf dem Arm in die Laube.

Du strengst Dich zu sehr an, mein Freund, rief ihm Eduard entgegen, Du vergissest, daß Deine Wunde noch nicht heil ist.

Nach dem Frühstück führte Eduard seinen Gast im ganzen Hause herum, und zeigte ihm auch den Salon, wo sich neben einer ausgesuchten Bibliothek auch Malereigeräthschaften und mehrere musikalische Instrumente befanden.

Hier bringen wir die spätern Morgenstunden zu, sagte Eduard, und der Abend ist dem Spaziergang geweiht. Nach einigen Tagen wollen wir Besuche machen, ich werde Dich in

einigen Familien einführen, wo Du allerliebste junge Mädchen finden wirst, und wer weiß dann —

„Ich verstehe Dich, mein Freund; glaubst Du denn aber nicht, daß mich der Anblick Deines häuslichen Glückes noch schwieriger in meinen Ansprüchen machen muß? Ueberdies habe ich genug zu thun, meine Vergangenheit vergessen zu machen, und weit mehr noch, um meinen Widerwillen zu besiegen: nicht alle Frauen sind der Deinigen gleich."

Wohl ist meine Clemence ein Engel, aber muß man, weil man das Vollkommene nicht erreichen kann, darum das Angenehme verschmähen? Wer weiß auch, ob Du nicht im täglichen Umgange einige Unvollkommenheiten an meiner Frau entdeckst: Du wirst vielleicht einsehen, daß ihre Moral sie streng macht.

„Sie haßt mich," sprach Leonce traurig.

Nein, sie bedauert Dich, begreift Dich aber nicht, und ich habe ihr doch unsere Gespräche in Buffalora und Deinen Entschluß mitgetheilt, trotz aller Lockungen nicht wieder dorthin zurückzukehren.

„Hast Du ihr das auch gewiß versichert?“ rief Leonce mit Feuer.

Ganz gewiß.

Die nächsten Tage gehörten den gewöhnlichen Beschäftigungen des Ehepaares, denen Leonce sich gesellte. Bald sah er sich oft mit Clemencen allein; Eduard ließ am Ende seiner Besitzungen einen englischen Park anlegen und lud zuweilen seinen Cousin zur Begleitung ein; aber Leonce zeichnete an einer Ansicht des See's und blieb darum lieber im Salon, wo Clemence am meisten verweilte.

Beide fühlten zuerst eine kleine Befangenheit, doch bot ihnen die Kunst zu viele Berührungspunkte, als daß das Gespräch nicht in kurzer Zeit leicht und frei hätte werden sollen. Die anfängliche Verlegenheit wich bald traulicher Mittheilung und die Stunden verrannen ihnen so schnell und angenehm, daß Eduards Heimkehr sie überraschte. Er bemerkte, daß Leonce's Landschaft nicht vorwärts kam und Clemencens Gemälde auf derselben Stelle blieb.

Ich errathe, sprach er lächelnd zu Leonce; meine Frau hält Dir Gesetzpredigten, und Du

wirst ihren vernünftigen Worten nicht widerstehen können.

Clemence schlug die Augen nieder; sie hatte nicht daran gedacht, zu moralisiren, ja sie hätte kaum zu sagen vermocht, wovon sie eigentlich gesprochen hatten, denn darin eben lag der Reiz von Leonce's Unterhaltung, daß er bei keinem Gegenstande zu lange verweilte, daß man nichts im Voraus kommen sah. Sprach er von seinen Reisen, so erzählte er nicht was er gesehn hatte, sondern führte den Zuhörer durch die Erwähnung einer interessanten oder großmüthigen Handlung an den und jenen von ihm besuchten Ort. Niemals trat das Ich in seiner Unterhaltung hervor, doch überzeugte sein glänzender Blick, das Feuer seiner Rede Clemencen, daß er selbst der Held seiner anziehenden Erzählungen sey. Anfangs bangte ihr dafür, ihn über die Frauen sprechen zu hören; nach und nach aber leitete sie selbst das Gespräch auf ihr Geschlecht. Leonce wußte alles, was jemals Edles und Würdiges durch Frauen vollbracht worden war, und bedauerte schmerzlich, daß er weder Mutter noch Schwe-

ster habe, denen er sein Leben weihen könne. In allem was Leonce damals äußerte, war weder Kunst noch Lüge; er sprach das aufrichtigste Gefühl seines Herzens aus; sein Geist ruhte, der Intriguen müde, in leidenschaftsloser Stille aus. Er war vor der Weisheit geflohn, weil er sie für finster und mürrisch hielt, jetzt erschien sie ihm in Gestalt einer jungen, schönen Frau, und er nahm sie mit dem Enthusiasmus auf, der alle seine Handlungen bezeichnete. Clemencens Achtung und Freundschaft waren ihm Bedürfniß geworden, und er sagte ihr, ohne Berechnung, alles was ihn in ihren Augen erheben konnte. In der Mitte dieser edlen, trefflichen Familie erwachten alle bessern Neigungen seines Gemüths aufs Neue. Zuerst hatte man in seiner Gegenwart nicht von der Anstalt gesprochen, die Clemencens Stiftung war; später aber, wo man genauer mit ihm bekannt wurde, verlangte man seinen Rath und er durfte am Ende Clemencen in diesem frommen Werke beistehn. Leonce hatte dabei um so mehr Verdienst, als es ihm nicht einmal einfiel, die

jungen Mädchen zu sehn, die seine Freigebigkeit gegen Mangel und Laster sicherte; er dachte nicht daran, daß wahrscheinlich einige reizende Gesichtchen unter ihnen wären. Mit einem Worte: Leonce der sich bisher ein Spiel daraus gemacht hatte, Weiber zu erobern und sie zu verlassen, Leonce fand jetzt sein Glück in Uebung stiller Tugenden und suchte anderwärts kein Heil.

V.

Drei Monate lang wohnte Leonce schon auf Isola Bella, und noch beharrte er, trotz Eduards inständigen Bitten darauf, daß der kleine häusliche Kreis nicht erweitert werden möchte. Eines Tages indeß erhielt Frau von Tercy Besuch von einer Familie, der eine der schönsten Besitzungen der Isola madre gehörte. Herr und Frau von Mortagne schienen die Vergnügungslust der Jugend mit in das reifere Alter hin-

über genommen zu haben; auch machten sie dem jungen Ehepaare lebhafte Vorwürfe über dessen Zurückgezogenheit.

„Sie wissen wohl nicht einmal, fuhr Frau von Mortagne in heitrer Geschwätzigkeit fort, daß wir in diesem Augenblick eine der berühmtesten Sängerinnen Italiens besitzen, die sich die einigen Vorstellungen, die sie uns geben will, mit Golde aufwiegen läßt."

Wie Madame! rief Leonce, giebt es denn auf dieser Insel ein Theater, wo sich große Opern darstellen lassen?

„Ja wohl, mein Herr, und ich hoffe, Sie morgen mit Ihrer schönen Cousine dort zu finden, wo die Bacchi in dem Cantatrice villane singt."

Die Bacchi? fragte Leonce, die Prima Donna, welche vorigen Winter in Venedig war?

„Dieselbe, und nicht ihr Talent allein hat sie in Ruf gebracht. Zwei junge Franzosen haben sich um ihretwillen geschlagen und der eine ist — glaub' ich — geblieben."

Zum Glücke lebt er noch, unterbrach sie

Eduard; aber für morgen können wir unsere Gegenwart nicht versprechen, meine liebe Nachbarin, denn ich habe dringende Geschäfte; indeß werden wir uns nächste Woche dafür entschädigen.

Wenn Sie dann auch die Bacchi nicht hören, so feiern wir doch den Namenstag meiner Frau, sprach Herr von Mortagne, und ich habe Alles eingeladen, was es von lustiger Jugend in der Nähe giebt. Selbst Frau von Mirande, die hübsche, äußerst kokette, aber höchst angenehme Frau eines französischen Obristen wird dabei seyn. Kurz, wenn Sie uns nur nicht fehlen, so rechne ich auf eine sehr unterhaltende Gesellschaft.

Der schöne Abend lud die Familie Tercy ein, ihre Gäste bis hinab an den See zu begleiten, und als diese wieder in ihrem kleinen Nachen davon geschwommen waren, kehrten beide Männer und Clemence auf dem weitesten Wege heim. Sie gingen durch eine lange Allee von Pappeln, mit blühenden und fruchttragenden Citronenbäumen untermischt. Die Natur war noch reizend, aber die Tage wur-

den kürzer und die Sonne brannte nun nicht mehr.

„Du bist heute so still, Clemence, sprach ihr Gatte, nachdem er lange mit Leonce geplaudert hatte, ohne daß seine Frau Theil am Gespräch nahm. Habe ich vielleicht Unrecht gehabt, die Einladung für morgen auszuschlagen?"

O nein, antwortete sie, wie aus einem Traume erwachend, ich hoffe sogar, daß Du künftige Woche ohne mich gehen wirst.

„Gewiß nicht: liebe Freundin, woher kommt denn aber diese plötzliche Abneigung gegen eine Familie, die Du voriges Jahr gern sahst? — Bedenke doch auch, daß Du Leonce'n dieses ergötzlichen Festes berauben würdest. Er muß ja doch unsre jungen Schönheiten kennen lernen, wenn er sich eine davon aussuchen soll."

Ich kann nichts mehr lieben, entgegnete Leonce entmuthigt.

„Das bildest Du Dir ein, aber eine hübsche, junge Person würde Dir diese falschen Ideen schnell aus dem Kopfe bringen. Uebrigens ist es auch zu einer glücklichen Ehe gar

nicht nöthig, daß man toll und blind verliebt sey. Wenige Heirathen nur werden, wie die unsre, aus unüberwindlicher Neigung geschlossen. Ich freilich, ich würde, wäre Clemence nicht mein geworden, nie eine Andre gewählt haben."

Ich wähnte, sprach Leonce leise, Du verstündest es die Leidenschaft zu beherrschen?

„Ich würde es verstanden haben, sie zu bemeistern, indeß, wenn Clemence aufhörte mich zu lieben, so wäre ich der unglücklichste Mensch. Aber was rede ich nur? Dadurch heitre ich meine Clemence nicht auf. Sage mir, Liebchen, ist Dir nicht wohl? Hegst Du einen Wunsch, den ich nicht zu erfüllen vermag?"

Wie undankbar wäre ich, wenn ich mich nicht glücklich fühlte, rief Clemence, und drückte ihres Mannes Hand; aber eben darum schmolle ich beinah mit den Mortagnes, daß ihre Einladung uns unsrer süßen, heimischen Behaglichkeit entreißen will. Es ist mir so wohl daheim!

„Man kann sich der Geselligkeit nicht ganz entziehn, ohne die Nachbarn zu beleidigen, versetzte Eduard. Und überdieß wünsche ich

nun einmal, Leonce mit der Auswahl unsrer Schönen bekannt zu machen, denn ich hoffe doch nicht, daß alle Huldigungen allein jener koketten Französin gehören sollen."

Das steht dahin, scherzte Leonce: sie ist vermählt, und verbotene Frucht reizt. Bei diesen Worten begegnete er Clemencens Blick, er glaubte Unwillen darin zu lesen und schlug die Augen nieder.

„Treibt die Natur aus und im Galopp kehrt sie wieder! rief Eduard lachend. Leonce bist Du denn etwa nur vernünftig, weil es Dir an Versuchung gebricht? — Doch laßt uns eilen, daß wir unter Obdach kommen, denn es fängt an zu regnen."

Arme Frau, sprach er besorgt, als sie das Haus erreicht hatten, wir sind zu schnell gegangen, Du bist ganz blaß."

Es ist mir auch nicht wohl, und ich will auf mein Zimmer gehn. Morgen aber wird alles vorüber seyn, und wenn der Festtag erscheint, sollst Du mich ganz bereit finden, Theil an der Gesellschaft zu nehmen, weil Du

es wünschest, lieber Eduard. Sie verneigte sich gegen Leonce und ging.

Ich fürchte Deiner Frau mißfallen zu haben, sagte Leonce betrübt. Meine Unüberlegtheit riß mich hin.

„Fürchte nichts. Sie ist jetzt nachsichtiger gegen Dich als ich selbst; ein so zärtliches, gutes Herz vermag nicht lange zu hassen."

So haßte sie mich also?

„Ich verhehle Dir nicht, daß sie sehr gegen Dich eingenommen war, das mußt Du ihrer himmlischen Reinheit verzeihn. Jetzt hegt sie keinen andern Wunsch, als den, daß Du auf dem Pfade der Tugend beharren möchtest."

Dennoch begreift sie gewiß nicht, wie ein Weib mich lieben und mir sein Glück anvertrauen könne.

„Soll ich offenherzig mit Dir sprechen, so glaube ich beinah, daß sie nicht unbesorgt bleiben würde, wenn ein Mädchen, das sie interessirte, sich in Dich verliebte, und ich fürchte daß Dein Scherz an diesem Abend dem Vertrauen geschadet hat, das sie Deinen Worten zu schenken begann. Aber ich verspreche

Dir, das Uebel wieder gut zu machen. Gute Nacht."

Leonce blieb allein, aber die Heiterkeit und der Frieden, die ihn bisher begleitet hatten, waren aus seiner Seele entflohn. Der Gedanke, daß Clemence ihm zürne, betrübte ihn tief, denn die achtungsvolle Bewunderung, die sie ihm zuerst eingeflößt hatte, war für ihn zur anbetenden Verehrung geworden. Noch nie hatte er ein Weib in einem solchen Strahlenkranze der Reinheit und Würde erblickt. Darum erschien ihm ihre Verachtung als das größte Unglück, das ihm begegnen könne; er sah immer noch den kalten Blick, den sie ihn zugeworfen, und die Furcht, jene Stunden voll süßen Vertrauens, die sie zusammen verlebt hatten, auf immer verschwunden zu sehn, erfüllte ihn mit Trauer.

Ach! sprach er, die Tugend ist mir theurer, als sie glaubt, denn ich bin unglücklicher durch die Besorgniß ihr mißfallen zu haben, als ich es je gewesen, wenn eine Andere mir ihre Liebe entzog.

Clemencens Empfang am nächsten Morgen ver-

bannte seine Furcht nicht. Wie gern wäre er allein mit ihr geblieben, um sie wieder zu dem gestrigen Gespräch zurückzuführen, aber Eduard hatte eine Arbeit, die ihn an das Haus fesselte, und er verließ beide nicht, bis zu dem Tage, wo sie nach Isola madre fuhren.

Frau von Tercy hatte ihren Mann zu dem Versprechen bewogen, am nämlichen Tage, wenn auch spät, heimzukehren, deshalb ließ sie ihren Sohn zu Hause, was sie bei der Aussicht, die Nacht wegzubleiben, nicht gethan haben würde. Als aber das Kind die Mutter in die Gondel steigen sah, weinte es heiße Thränen und sein Schmerz vermehrte die wehmüthige Stimmung, die sie mit Mühe verbarg.

„Warum nehmen wir aber Heinrich nicht mit uns?" fragte Leonce.

Ach ja, nimm mich mit! bat das Kind. Ich will recht folgsam seyn. Leonce reichte ihm den Arm, und Heinrich hüpfte in den Kahn.

Das neue, zierlich gebaute Haus der Frau von Mortagne schaute von einer Höhe, welche den See beherrscht, aus einem Citronenwäldchen herab, und bot den Schiffenden den freund-

lichsten Anblick dar. Auf den Terrassen und in den Gärten standen Gruppen von Gästen. Musik erschallte aus den Gebüschen, heitre und klagende Weisen schwebten über den See; Kähne landeten und stießen vom Ufer — überall war reges, freudiges Leben, überall Lärmen und Lust.

Herr von Mortagne eilte den Aussteigenden entgegen und bot Clemencen den Arm. „Meine Frau besorgte schon, Sie möchten nicht kommen," sagte er.

Heinrich mußte der Frau vom Hause einen Strauß seltener Blumen überreichen, den seine Mutter ihr mitgebracht hatte, und man setzte sich zu Tisch.

„Gestehen Sie, sprach Herr von Mortagne, indem er sich zu Clemencens Ohr neigte, daß meine Frau sich vortrefflich auf die Pflichten der Wirthin versteht; sehn Sie nur, sie hat rechts neben Ihren schönen Cousin eine reizende Französin gesetzt, die ihm den Kopf verdrehen, und links eine unschuldige Italienerin, die sein Herz rühren soll: denn wie man

versichert, sollen Kopf und Herz nie von demselben Gegenstande ergriffen werden."

Clemence sah nach Leonce hin: er sprach lebhaft mit Frau von Mirande, deren modische Kleidung ihren herrlichen Nacken und die vollen Arme ganz unbedeckt ließ. Sie fand die Französin sehr schön, fühlte sich aber von ihr abgestoßen, ohne zu wissen, warum? — Ihr Blick suchte Leonce's zweite Nachbarin. Es war ein hübsches aber sehr schüchternes Mädchen, dem er nur so viel Aufmerksamkeit gönnte, als die strengste Höflichkeit forderte.

Ach! dachte Clemence, nimmer wird ein einfaches, bescheidenes Wesen ihm gefallen können: ihn zu fesseln vermag nur der Glanz der großen Welt, nur die Koketterie, die nichts achtet, noch scheut! — Ihre Verstimmung wuchs, wie sehr sie auch strebte, die allgemeine Lust zu theilen, und sie fühlte daß man ihrem Lächeln den Zwang ansehn mußte. Nach dem Mahle zerstreute sich die Gesellschaft in die Gärten, um die Frische des Abends zu genießen. Clemence empfand einen unüberwindlichen Drang nach Einsamkeit und entfernte sich, um ihren Sohn

zu suchen. Sie kam zu dem Spielplatze, wohin sie ihm zu gehen vergönnt hatte, allein Heinrich war nicht da, und Mutterangst erfüllte Clemencens Herz.

„Ich habe ihn mit andern Kindern in den Kahn steigen sehn, berichtete ein kleines Mädchen. Sie wollten mich nicht mitnehmen, wie sie nach der kleinen Insel da drüben fuhren, um Perlhühner zu holen."

Es dämmerte schon und vergebens sah Clemence um sich her. Von dieser Seite war der Strand öde; sie wähnte das Rufen ihres Kindes zu hören und ihr Herz schlug mit einer Heftigkeit, die nur eine Mutter begreift. Rieth ihr gleich die Klugheit, ins Haus zurückzukehren, und ihren Mann zu benachrichtigen um Hülfe herbei zu holen, so spiegelte ihr doch ihre geängstigte Phantasie vor, sie gäbe durch ihre Entfernung den Knaben gewisserer Gefahr Preis. Mehrere Kähne lagen am Ufer, doch vergebens bemühte sie sich einen loszumachen; der Schrecken vermehrte ihre Schwäche und sie war der Verzweiflung nah, als eine befreundete

Stimme ihren Namen nannte und Leonce neben ihr stand.

„Mein Kind! mein Heinrich!" schrie sie und zog ihn fort. Leonce verstand sie, machte einen Kahn los und ruderte mit einer Schnelligkeit, die Clemence wieder so viel Muth gab, daß sie ihm den Grund ihrer Angst erklären konnte.

Nach einigen Minuten erkannten sie auch deutlich ein kleines Fahrzeug mit einem mächtigen Segel, das der Abendwind schwellte. Leonce ruderte mit aller Kraft und erreichte es bald. „Heinrich! rief die besorgte Mutter; das Kind erkannte ihre Stimme, stieg voll Freude auf den Rand des Nachens und streckte ihr die Händchen entgegen; allein der kleine Fuß glitt aus auf dem feuchten Brete und der Knabe fiel in das Wasser.

Ein Schrei des Schmerzes scholl von den Lippen der unglücklichen Mutter, aber schon war Leonce aus dem Kahne gesprungen. Seine Kleider, die er in der Eil nicht abgeworfen hatte, hinderten ihn zwar sehr, dennoch aber erreichte er den Ort, wo Heinrich verschwun-

den war, tauchte unter und erschien bald wieder über dem Wasser, das ohnmächtige Kind in dem Arm. Unter den heißen Küssen der Mutter, an ihrem Busen erwärmt, kehrte Heinrich ins Leben zurück. Aber als Clemence ihren Sohn außer Gefahr sah, da dachte sie dessen, dem sie dies Glück dankte; sie faßte Loncens Hand und drückte sie an ihr Herz.

Clemence! rief er, ach, ich bin weit glücklicher als Sie!

VI.

Die Knaben, deren Unvorsichtigkeit beinah ein so großes Unglück herbeigeführt hatte, waren gleich nach der Seite hingesegelt, wo das Haus stand, sobald sie das Kind gerettet sahn. Sie mochten wohl die Vorwürfe der Mutter fürchten, oder sich vielleicht auch ohne weitere Ueberlegung entfernen. Die Nacht brach ein, und Leonce vermochte in den durchnäßten Klei-

dern nur langsam und mit Anstrengung zu rudern.

Wir sind ganz nah an der Perlhühner-Insel, sagte Clemence, die Herrn von Mortagne gehört. Dort ist ein Pavillon, wo wir alles finden, was wir brauchen. Ich sterbe für Angst, Sie und Heinrich in diesen nassen Kleidern zu wissen.

Leonce antwortete nur durch doppelte Anstrengung und nach einigen Minuten landeten sie bei dem Pavillon, wo sie sich bald Licht und Feuer verschafften; doch konnten Clemencens Bitten Leonce nicht bewegen, für sich selbst zu sorgen. Der kleine Heinrich schlief, getrocknet und erwärmt, bald auf dem Schooße der Mutter ein. Clemence und Leonce saßen schweigend, um ihn nicht aufzuwecken. Des jungen Mannes Blicke hingen fest an Clemencen; er bewunderte ihre Schönheit, welcher der Schmerz einen noch himmlischeren Ausdruck verliehen hatte. Ihre Blässe, die Unordnung ihres Anzugs — alles entzückte und berauschte ihn. Er schlug die Augen nieder, denn zum erstenmale seit er in ihrer Nähe

weilte, mischten sich strafbare Gedanken in die Gefühle, welche sie ihm einflößte.

„Ich fürchte, Sie sind unwohl, lieber Cousin, begann Clemence im Tone freundlicher Besorgniß, der ihrer Stimme erhöhten Wohlklang verlieh. Wenn dieser Anfall Folgen hätte, — wenn Sie erkrankten!"

Aengstigen Sie sich nicht um mich, theure Clemence, antwortete er, indem er ihre Hand mit Inbrunst drückte, mir ist wohl, recht wohl, aber müßte ich auch das Glück, Ihnen meine Ergebenheit bewiesen zu haben, mit einigen leidenvollen Stunden bezahlen, glauben Sie mir, ich thäte es mit Freuden.

„Nimmer vergesse ich Ihnen diesen Augenblick, Leonce, und inniger, heißer noch als bisher will ich beten, daß eine so edle und großmüthige Seele von keinem Fehler mehr befleckt werde."

Um Eines nur beten Sie für mich, Clemence, nur darum, daß mir Gott — und wäre es blos für einen Tag, eine einzige Stunde — den Besitz eines Weibes gönnen möge, das

Ihnen gleicht, oder sich wenigstens Ihrer Vollkommenheit nähert.

„Sie verdienen es so sehr, glücklich zu seyn, guter Leonce."

Also glauben Sie doch jetzt, daß man mich ohne Furcht lieben könne?

„Ja, antwortete sie. und schlug die großen blauen Augen voll unaussprechlicher Sanftmuth zu ihm auf, ja ich hoffe, Ihre und Eduards Wünsche bald erfüllt zu sehn; dann aber werden Sie nicht mehr unter einem Dache mit uns wohnen."

Ich werde mich nie vermählen, liebe Cousine. Indeß bin ich Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie mich nicht mehr hassen.

„Das habe ich wohl nie gethan, Leonce, ich bedauerte Sie nur. Jetzt aber mischt sich so viel Freundschaft und Erkenntlichkeit in mein Gefühl für Sie, daß ich gewiß recht unglücklich seyn würde, wenn Sie zu Verirrungen zurückkehrten, die —"

Das soll nimmer geschehn, Clemence, nimmer, besonders wenn Sie mich nicht verlassen, wenn Sie mich Ihrer Theilnahme werth hal-

ten. Aber sagen Sie, Clemence, sagen Sie mir, nicht wahr, Sie begreifen wohl gar nicht, daß eine leidenschaftliche Empfindung stärker seyn könne, als die Tugend? Ihrer reinen Seele blieb gewiß stets der Gedanke fremd, daß die Liebe uns zu Vergehen hinzureißen im Stande sey?

„Ich begreife, daß man für Liebe sterben, nicht aber, wie man im Schooße des Verbrechens leben kann."

Leonce seufzte; sein Haupt sank auf die Lehne des Sessels. Frau von Tercy legte das schlafende Kind auf das Sopha und trat zu dem jungen Manne. Seine bleiche Farbe erschreckte sie; sie neigte sich zu ihm und legte die Hand auf seine Stirn. „Wie Ihr Kopf brennt! sprach sie ängstlich. Sie sind krank, Leonce, gewiß krank. O Gott! laß mich das Leben meines Kindes nicht zu theuer bezahlen!"

Leonce antwortete nicht; er hielt Clemencens Hände zwischen den seinen und Beide standen schweigend. Der Wind hatte sich erhoben, rauschend schlugen die Wellen an die Mauern des Pavillons, die tiefste Einsamkeit

umgab sie. Leonce gestand sich selbst nicht, welche Gefühle in ihm stürmten, vielleicht keimten — ihm halb unbewußt — strafbare Gedanken in seiner Seele. Da tönten Ruderschläge in sein Ohr, er vernahm Eduards Stimme, schob Clemence sanft zurück und trat ihrem Gatten entgegen.

Ein Brief, den er in der Nacht seiner Heimkehr nach Isola bella an einen Jugendfreund schrieb, dem er seine geheimsten Empfindungen mitzutheilen pflegte, schildert den Zustand seines Innern:

„Du klagst über mein Stillschweigen, Karl, und nicht mit Unrecht. Wie oft ich auch Deiner und unsrer alten Freundschaft gedenke, finde ich doch keinen Augenblick zum Schreiben: ich lebe fern von der Welt, und doch beschäftigter als je. Du wirst den Brief erhalten haben, in welchem ich Dir mein Duell in Buffalora und dessen Folgen berichtete. Ich sagte Dir damals, daß meine Wunde in der Heilung begriffen sey und ich mit meinem Cousin nach seinem reizenden Landhause auf Isola bella zu reisen gedächte. Um Dir weder

Langeweile noch Mißfallen zu erregen, will ich die Gefühle nicht zergliedern, die seit ich hier bin, meinen Busen durchströmen; laß mich Dir blos sagen, daß es mir jetzt unbegreiflich erscheint, wie ich mir so lange im Taumel niedrer Ausschweifungen gefallen konnte. Du irrtest indeß, wolltest Du diese Veränderung meiner Lebensansicht einzig Eduards Rath und Beispiel zuschreiben. Vernimm, mein Freund, daß ich jenem Geschlechte, das mich zu so vielen Fehlern hingerissen hat, wenigstens einmal in meinem Lebens verpflichtet worden bin. Ja, dem Engel, welchen Eduard sein Weib nennt, danke ich es, daß ich die Frauen achten und ehren gelernt habe, denn um meines Glückes, meiner Ruhe willen, muß ich glauben, daß es nicht nur eine Clemence auf Erden giebt. Mein Cousin ist seit sechs Jahren mit einer schönen, trefflich erzogenen Genferin verheirathet. Sie zeichnet zum Bewundern, singt allerliebst und vereinigt alle Talente — aber was sind diese Vorzüge gegen ihre Seele, gegen die Reinheit, die aus ihrem Auge spricht, aus dem Blicke voll liebender, schwärmerischer

Sehnsucht, wie ich ihn noch an Keiner ihres Geschlechts gesehn. Was ist jenes künstliche Feuer, oder jene erzwungene Wehmuth, welche die Damen der großen Welt in ihre Augen zu legen wissen, gegen Clemencens süßen, seelenvollen Blick, der sich gleich mit Thränen füllt, wenn sie von ihrer Zärtlichkeit für ihr Kind oder ihrer Zuneigung für ihren Mann spricht. Ich sage: Zuneigung, denn Liebe ist es nicht, was sie für Eduard empfindet; nein, nein, es ist mir unmöglich zu glauben, daß sie ein leidenschaftliches Gefühl für ihn hegt.

. . . . . .

„Im Anfange war Clemence sehr gegen mich eingenommen, aber ihr Herz vermochte das Mißtrauen nicht lange zu bewahren und jetzt giebt mir ein Zufall, der traurig enden konnte, ein ewiges Recht auf ihre Dankbarkeit. Ich habe heut ihrem Sohne das Leben gerettet. Jeder Andre hätte an meiner Stelle dasselbe gethan, dennoch aber sprach mir Clemence ihre Erkenntlichkeit so warm und innig aus, daß ich — ja ich will Dir es gestehn, Karl — daß ich unzufrieden mit mir selbst

worden bin über die Empfindung, mit der ich den Ausdruck ihres Dankes aufnahm.

„Wir waren allein, sie stand über mich gebeugt, mein Kopf ruhte an ihrer Schulter, ich durfte nur den Arm ausstrecken, sie zu umfangen, wie hinreißend war sie in ihrer himmlischen, schuldlosen Reinheit! Ich hätte mich zu ihren Füßen stürzen, ihr sagen mögen, wie sehr ich sie liebte. Da kam Eduard, und drückte mich an seine Brust, nannte mich hundertmal seinen besten Freund, den Retter seines Sohnes, und ich erröthete für Schaam bei dem Gedanken, wie nahe ich der Undankbarkeit gewesen war. Dennoch kann ich den Frieden nicht wiederfinden, der mich vor dieser Stunde beglückte; Clemencens Andenken regt mich auf; ich überlege unwillkührlich, wie leidenschaftlich ihre Dankbarkeit war, denn in Allem was sie thut, spricht sich das heißeste lebendigste Gefühl aus, in der Freundschaft, der Wohlthätigkeit, ja selbst im Gebet. Nun, so will ich mein Herz der Religion öffnen, um mit ihr beten, um in denselben Worten mit Gott reden zu können, als sie, um vielleicht

in einer bessern Welt ihr nahe zu stehn! — Sieh, Karl, soviel hat ein tugendhaftes Weib über mich vermocht. Wie sehr aber fürchte ich, nirgends eines zu finden, das sich Clemencen vergleichen dürfte! Besorge indeß nicht mein Freund, daß ich im Stande wäre, den Gedanken Eduards Frieden zu stören, in der heimlichsten Tiefe meiner Seele hegen. Schon der Gedanke würde Dir wie mir als ein Verbrechen erscheinen. Verlaß Dich darauf, so lange ich allein liebe, werde ich zu schweigen wissen, und wenn ich geliebt würde — mein Herz bebt für Entzücken bei der bloßen Voraussetzung; — ja, Karl, wenn Clemence mich liebte, dann schösse ich mir eine Kugel durch den Kopf, wenn ich nicht den Muth hätte, sie zu fliehn."

VII.

Seit jenem Unfalle, der Clemencen beinah ihren Sohn geraubt hätte, war Heinrich krank,

und die heftige Erkältung auch für Leonce nicht ohne Folgen geblieben. Mit der zärtlichsten, ängstlichsten Sorgfalt pflegte Clemence der theuren Kranken, und Eduard wußte nicht Worte zu finden, um Leonce sein Dankgefühl auszudrücken. Ein immer engeres Band umschlang die Bewohner des Landhauses und sie empfanden im süßen, friedlichen Verein die Einsamkeit und den Wechsel der Jahreszeit nicht. Gewöhnlich brachte Eduard mit seiner Frau den Winter in Genf zu: diesmal aber that es ihm leid, seine neuen Anpflanzungen zu verlassen, und mit Freuden ergriff Clemence diese Gelegenheit, auf Isola bella zu bleiben. Zwar redete Eduard seinem Freunde zu, einige Wintermonate in Mailand zuzubringen, wo man der französischen Armee glänzende Feste gab; aber Leonce sehnte sich nicht nach rauschenden Freuden und nie las man Ueberdruß oder Langeweile auf seiner Stirn. Clemence behandelte ihn mit freundlichem Vertrauen, und nach ihrem Gatten war der Retter ihres Kindes der Gegenstand ihrer eifrigsten Beachtung. Mit unschuldiger, frommer

Freude hielt sie den Gedanken fest, daß für Leonce kein Rückfall in seine früheren Verirrungen zu fürchten, ja daß er vielleicht niemals so strafbar gewesen sey, als ihr Eduard gesagt habe.

Die Stunden, wo sie alle drei beisammen waren, verrannen unter angemessener und nützlicher Beschäftigung; blieb aber Leonce mit Clemencen allein, dann ruhte Malerei und Musik, und ihre Herzen ergossen sich in traulicher Mittheilung. Leonce sprach zwar aus Achtung für Frau von Tercy nicht über die Verirrungen seiner Vergangenheit: aber er schilderte ihr mit Feuer, wie das Weib seyn müsse, das ein wahres Gefühl in seiner Seele zu wecken vermöchte, und lieh diesem Ideal jedesmal Clemencens Anmuth, Güte und Geist.

Fern war von Leoncen der Gedanke, die Gattin seines Freundes zu verführen; doch schien es ihm kein Verbrechen, ihr Bild auf dem Altare seines Herzens aufzustellen, und er wähnte in Clemencen blos die Tugend zu lieben. Beiden schien das Leben so süß, da

sie sich nie so glücklich gefühlt hatten, als jetzt.

Der Winter war schnell verstrichen und mit dem Eintritt der schönern Jahreszeit entfernten ländliche Arbeiten Eduard öfterer als bisher aus dem Hause. Clemence und Leonce machten häufige Spaziergänge, die sich immer weiter ausdehnten. An einem schönen, frischen Morgen schritten sie durch die reizende Gegend dahin; die heitre, lachende Natur war im Einklang mit ihren Gefühlen; Clemence lehnte sich auf Leonce's Arm, der ihr zum hundertsten Male wiederholte, wie glücklich er sich in ihrer Nähe fühle, als sie einen Wagen auf der Landstraße daher rollen, und in die Allee einlenken sahn, welche gerade nach Tercy's Hause am Festlande führte.

„Vielleicht ist es Ihr Vater," sagte Leonce. . . . . .

Nein, antwortete Clemence mit einiger Unruhe, er hat mir erst vor zwei Tagen geschrieben, daß er mich gegen Ende des Sommers besuchen will. Dies ist auch sein Wagen nicht.

Beide sahen sich mißvergnügt an, denn irgend eine geheime unerklärliche Ahnung sagte ihnen, daß diese Störer ihrer Einsamkeit auch ihr Glück stören würden.

„Lassen Sie uns noch nicht ins Haus gehen, bat Leonce, und zog Clemencen sanft mit sich fort; wir sehn jene Fremden immer noch früh genug."

Jetzt eilte der Gärtner auf sie zu und vereitelte ihren Plan.

Was giebts, Dorso? fragte Clemence unruhig.

Etwas Angenehmes, denk ich, gnädige Frau; eine junge Dame und ein alter Herr, der mir wie ihr Vater aussieht, sind angekommen und ich soll Herrn Leonce ersuchen, sogleich heimzukehren.

„Ich werde folgen, erwiederte dieser und sendete den Gärtner voraus. Wollen Sie nicht meinem Arm nehmen, Clemence, um mit mir herein zu gehn?"

Nein, sprach sie mit einem Ausdrucke, der ihm auffiel. Verlassen Sie mich, Leonce! es liegt Ihnen ohne Zweifel daran, die Frem-

den zu sehn; Sie müssen doch gewiß die junge Dame kennen.

„Ich fürchte zu errathen, wer sie ist, antwortete er verlegen; aber Sie können nicht allein hier bleiben, kommen Sie mit mir."

Lassen Sie mich! sprach sie verstimmt, lassen Sie mich; und eilte davon.

Langsam entfernte sich Leonce, als er indeß sah, wie Eduard ihm vom Balkon des Hauses winkte, verdoppelte er den Schritt.

Clemence war schnell fortgeeilt, bald aber mußte sie stehn bleiben, denn ihr Herz schlug ungestüm und ein heftiges, schneidendes Weh durchzuckte ihre Brust. Sie verstand ihre Empfindung nicht; noch hing ein Schleier vor ihren Augen — ach! das Zerreißen desselben sollte ihre reine Seele der Verzweiflung und Gewissenangst preis geben.

Von dem Platze aus, wo Clemence stand, konnte sie das Dach ihres Hauses sehn, ihres Hauses, wo in diesem Augenblicke gewiß etwas vorging, das ihr stilles Glück gefährdete. Wer mochte die junge Dame wohl seyn? — Gewiß eine Person, an welche Leonce durch

frühere Versprechungen oder durch Liebe gebunden war. Durch Liebe? — Nein! hatte er nicht hundertmal geschworen, daß er die Liebe nie gekannt? Hatte er nicht noch an diesem Morgen in ihrem traulichen Gespräch betheuert, daß er nie heirathen würde? — Clemence wiederholte sich jedes seiner Worte und fühlte sich ruhiger durch die Ueberzeugung, daß Leonce sich nicht bewegen lassen würde, eine Lebensweise zu ändern, die ihm so sehr zu gefallen schien. Jetzt erst besann sie sich, daß sie ungewöhnlich lange auf dem Spaziergange verweilt habe, und die Eßstunde nahe sey, doch fürchtete sie sich, sie wußte selbst nicht warum? — mit den Fremden zusammen zu treffen, und um von ihnen unbemerkt zu bleiben, schlüpfte sie durch eine Seitenthür und ging in ihr Zimmer hinauf, das gerade über dem Salon lag. Eduards Stimme tönte zu ihr hinauf, öfterer aber noch eine fremde. Sie trat an das Fenster, und sah den Wagen, der die Fremden gebracht hatte, reisefertig vor der Freitreppe halten. Ihr Herz schlug leichter bei

dem Gedanken, daß sie nicht lange bleiben würden, auch sah sie wenige Augenblicke nachher eine Dame, deren Gestalt sorgfältig verhüllt war, am Arme eines alten Mannes erscheinen; sie trug den Hut in der Hand, und Clemence konnte die Schönheit ihrer Züge und den sanften Ausdruck ihrer Physionomie bemerken.

Leonce stand neben ihr; sie sah ihn traurig an, indem sie den Fuß auf den Wagentritt setzte, und diese Bewegung machte sie reizend, indeß mochte dieser rührende Blick doch wahrscheinlich nichts über Leonce vermocht haben, aber der Greis sprach einige lebhafte Worte, Eduard faßte seine Hand und erneute ohne Zweifel sein Zureden, denn Leonce stieg, mehr fortgerissen als freiwillig, in den Wagen, und schnell, als fürchte er, sein Vetter könne wieder herausspringen, winkte Eduard dem Postillion, der mit Blitzesschnelle davon fuhr.

Unbeweglich, mit starren brennenden Augen hatte Clemence am Fenster gestanden, aber als der Wagen fortrollte, als sie begriff,

daß Leonce abgereist sey, da drang ein schreckliches Licht in ihre Seele, und durchstrahlte ihr Inneres mit so unsaglichem Entsetzen, mit so gewaltiger Macht, daß ein Schrei der Verzweiflung auf ihren Lippen schwebte. Die Thür öffnete sich, Eduard erschien und bebte vor den irren Blicken, dem zerstörten Gesicht seiner Frau.

„Mein Gott, Clemence, rief er und umfaßte sie zärtlich, was ist Dir, Geliebte? bist Du plötzlich erkrankt? Warum stößest Du mich von Dir? Habe ich Dir etwas zu Leide gethan?"

Sie rang verzweifelnd die Hände, ihre Lippen öffneten sich zu einem Geständniß, allein die Stimme ihres Sohnes hielt sie zurück. Nein, sprach sie mit kalter Entschlossenheit zu sich selbst, nein, er darf seine Mutter nicht verachten, sein Vater darf mich nicht aus seinem Hause fortschicken; ich muß mit meinem unglücklichen Geheimnisse sterben.

„Du erschreckst mich, sagte Eduard, indem er den kleinen Heinrich in die Arme der Mutter legte, denn wenn Du auch krank warst,

fielen Dir doch nie meine Liebkosungen und die unsers Kindes beschwerlich."

Clemence drückte das Köpfchen des Kleinen an ihre Brust, lehnte sich an ihres Mannes Schulter und weinte bitterlich.

„Du bist zu lange im Freien geblieben, meine Traute. Die ersten heißen Sonnenstrahlen sind immer gefährlich. Ich schicke gleich nach dem Arzte, er wird schon wissen, was Dir fehlt."

Clemence erschrak und suchte sich zu sammeln. Sie versicherte, daß ihr besser und sie gewiß in wenigen Stunden vollkommen gesund sey.

„Wenn auch, sprach ihr besorgter Gemahl. Ich will doch lieber einen Eilboten nach Mailand schicken, um Leonce wissen zu lassen, daß er nicht auf mich warten möge; es ist mir unmöglich, Dich in solchem Zustande zu verlassen und ihm nachzureisen."

Reisen! rief sie mit Schluchzen erstickter Stimme; reisen! und Leonce — wo —

„Du bist jetzt zu angegriffen, Clemence.

Laß mich nur erst schreiben, dann sollst Du Alles erfahren, was vorgefallen ist."

Nein, sprich! sagte sie mit erzwungener Ruhe. Ich habe mich erholt, und wenn diese neue Reise nothwendig ist, nun wohl, so geh!

„Du magst selbst beurtheilen, ob ich Leonce ohne Gefahr allein lassen kann. Diesen Morgen sah ich, indeß ihr auf dem Spaziergange waret, einen Wagen in den Hof fahren, aus dem eine Dame mit einem alten Manne stieg. Ich erkannte sie gleich; es war das junge Mädchen, welches Leonce in Neapel verführt und deren Mutter eine beträchtliche Summe als Entschädigung angenommen hatte. Der Greis erkundigte sich, ob Leonce hier wohne, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß ich dessen Verwandter sey, bat er mich um eine Unterredung.

Mein Herr, sprach er mit Ernst und Würde, ich war abwesend, als das schwache und lenksame Gemüth meiner Frau sich überreden ließ, die erniedrigende Schadloshaltung anzunehmen, welche ihr Vetter dem Opfer seiner

Verführung anbot. Bei meiner Rückkehr nach Neapel erfahre ich was vorgefallen ist: ich erfahre noch mehr: — mein unglückliches Kind trägt die Frucht ihrer unseligen Liebe unter ihrem Herzen. Sie gesteht mir, daß die Gleichgültigkeit die Leonce ihr bezeugt, und die Furcht vor der Schande sie bewogen, ihren Zustand zu verschweigen, aber sie sey entschlossen, ihr Unglück nicht zu überleben. Ein Vater kann auch dem strafbaren Kinde seinen Schutz nicht versagen, darum habe ich mich zu einem Schritte entschlossen, den nur ein Vaterherz zu begreifen und auszuführen vermag. Ich bin hier, um Sie, mein Herr, und Ihren Freund zu fragen, ob meine Tochter sterben solle, weil er sie einen Augenblick schön gefunden hat, ob er will, daß sie den entehrenden Vorzug, den er ihr gegönnt, mit ihrem Leben bezahle. Der arme Mann strebte vergebens, seine Thränen zurück zu halten.

. . . . . .

Ich schickte nach Leonce, ich ging ihm entgegen, weil er so lange verzog, allein erst nach vielen Bitten ließ er sich bewegen, mit

mir in das Haus zu kommen, und selbst dann noch forderte er, obschon tief gerührt, Zeit, um sich zu entschließen. — Zeit! rief der Greis. Ach bedenken Sie doch den Zustand der Unglücklichen, bedenken Sie, ob sie warten kann!

Es war eine herzzerreißende Scene. Endlich gab Leonce nach, aber erst in dem Augenblicke wo Herr Rialva und seine Tochter fort wollten, entschloß er sich, sie zu begleiten. Die Trauung, deren Zeuge zu seyn ich versprochen habe, soll unmittelbar in Mailand vollzogen werden; allein ich verberge mir nicht, daß Leonce, wenn er sich selbst überlassen bleibt, doch vielleicht noch ein Mittel findet, sich los zu machen. Deshalb räth mir die Klugheit, schnell abzureisen, sobald ich über Deine Gesundheit beruhigt bin."

Ich bin wohl, ganz wohl, antwortete sie mit Festigkeit, und ich denke wie Du, daß es gut seyn wird, wenn Du zu Deinem Cousin gehst; aber ich hoffe, er kommt nach dieser Verbindung nicht mehr hierher.

„Warum denn? fragte Eduard, indem er sie verwundert ansah; bist Du böse auf ihn, weil er ohne Abschied von Dir geschieden ist, und weil —"

Alles ist recht und gut so, unterbrach ihn Clemence ungeduldig. Geh, lieber Eduard, laß keine Sorge um mich Dich zurückhalten. Ich habe mich völlig erholt.

VIII.

Nach der Abreise ihres Mannes fand Clemence einige Linderung in der Einsamkeit; sie konnte ungestört weinen und beten. Als sie zuerst ein strafbres Gefühl in ihrer Brust entdeckte, verabscheute sie sich selbst; aber die Eiseskälte, die jener stürmischen Aufregung gefolgt war, die tödtliche Gleichgültigkeit, welche sie für Ruhe hielt, täuschten sie abermals. Sie wollte sich wie sonst mit ihrem Kinde be-

schäftigen, allein indem sie den Kleinen umarmte, fiel ihr ein, daß Leonce ihn ihr erhalten habe, und zum erstenmale stieß sie ihn zurück. So spät es auch war, vermochte sie doch nicht, im Hause zu bleiben. Ach, umsonst suchte sie einen Ort, wo sie nicht mit Leonce gewesen wäre! Ueberall tönte ihr seine Stimme entgegen, überall hörte sie die Worte wieder, die ihrem Herzen so wohl gethan hatten und denen sie jetzt vergebens einen andern Sinn unterzulegen strebte. Vergebens eilte sie mit krampfhafter Heftigkeit durch den Garten; die Unglückliche konnte der Erinnerung an Leonce nicht entfliehn, die sich ihr unter allen Gestalten darbot.

„Ich liebe ihn also, o mein Gott! rief sie und sank auf die Kniee neben einem blühenden Orangenbaum, dessen Duft sie noch gestern mit Leonce eingeathmet hatte. Ihn liebe ich, ihn, den ich so sehr gehaßt, so tief verachtet habe, ihn liebe ich! ich, das Weib seines Freundes, dem er so viel zu verdanken hat! Entsetzliches Gefühl! — und dennoch, o der

Schande! — läßt es sich nicht mit der Empfindung vergleichen, welche die Gewißheit unsrer Trennung in mir erregt, dieser endlosen Trennung, denn nimmer darf ich ihn wiedersehn. Selbst wenn die Verbindung, die er eingegangen ist, uns nicht auf ewig schiede, selbst dann geböte mir die Pflicht, ihn zu fliehn, ja wenn es seyn müßte, lieber Eduard alles zu gestehn."

Brennende Thränen stürzten bei diesem Gedanken aus Clemencens Augen; wer hätte sie in diesem Zustande sehn können, ohne die traurige Wirkung einer Leidenschaft zu beseufzen, die eine bis dahin so reine und edle Seele befleckte! Die Arme lag auf den Knieen, den Kopf an den Stamm gelehnt, den sie umfaßt hielt, und flehte in unbeschreiblicher Angst zu Gott um Stärke, diese strafbare Liebe aus ihrem Busen zu reißen; aber Er, dessen Hülfe sie nie umsonst angerufen hatte, ließ jetzt ihr Gebet unerhört, denn in der Tiefe ihres Herzens brannte der frevelhafte Wunsch, Leonce

nur noch einmal wiederzusehn, ihm zu sagen, wie sehr sie ihn liebe.

„Er ist fort! fort! ohne ein Wort, ohne einen Blick des Trostes für mich!" so klagte sie aus zerrissener Seele. Selbst zu beten wagte sie nicht mehr, denn an Gottes Statt drängte sich Leonce's Name auf ihre Lippen.

So lag die Unglückliche lange, fassungslos ihrem Schmerz hingegeben, ohne Kraft und Muth heimzukehren, bis sie ein Rascheln im Gebüsch vernahm, dem sich ein eiliger Fußtritt gesellte.

„Das ist Eduard! dachte sie und fuhr aus ihrer Stellung empor; die Sorge um meine Gesundheit hat ihn zurückgetrieben. Was muß er denken, wenn er mich zu dieser Stunde fern von meinem Hause, fern von meinem Sohne findet? Wer weiß, entdeckt ihm dann nicht sein gerechter Argwohn mein unseliges Geheimniß, dieses Geheimniß, das doch mit mir ins Grab steigen muß?" Und aufgescheucht durch die Furcht, von ihrem Manne hier getroffen zu werden, floh Clemence nach der ent-

gegengesetzten Seite und langte, ohne Jemand begegnet zu haben, auf ihrem Zimmer an.

Nach einigen Minuten hörte sie, daß alle Thüren zugeschlossen wurden.

„Ich bin vor meinem Bewußtseyn erschrokken, dachte sie jetzt; Eduard ist nicht wieder gekehrt; er wird es erst, nachdem —" Sie stockte, ein stechender Schmerz fuhr durch ihr Herz und ein dumpfer Klageton entschlüpfte ihren Lippen. Sie trat zum Bettchen ihres Sohnes; dort hoffte sie Thränen zu finden; aber ihre Augen blieben brennend und trocken. Sie suchte ihr Lager; auch dort umringten sie tausend schmerzliche und frevelhafte Gedanken, aber der unerträglichste, verhaßteste von allen, war der, Leoncen als den Gemahl einer Andern wiederzusehn, ihn mit Ruhe zu empfangen, einer Fremden Rechte an seine Liebe einzuräumen. Clemence fühlte, daß diese Forderung ihre Kräfte überstieg, doch wie sollte sie sich derselben entziehn!

Von Gewissensangst und Liebe gefoltert, verließ die Unglückliche das Bett, und flüch-

tete in den Salon, wo sie so viele Stunden mit Leonce zugebracht hatte, wo sie überall seine Spur wiederfand. Auf einem Tische lag ein rother Baldrianzweig, den er am Morgen gezeichnet hatte. Sie nahm ihn auf, drückte ihn an ihre Lippen, dann warf sie ihn hin und lehnte den Kopf in die Hand. Jetzt hörte sie Geräusch an einem offen gebliebenen Fenster: aber was kümmerte das sie! — sie sah erst auf, als Leonce zu ihren Füßen sank.

Dieser Moment trug zugleich das Gepräge strafbarer Freude und unaussprechlichen Schreckens, und der Ausruf, der ihren Lippen entfloh, gab beide Empfindungen kund.

„Verzeihung, rief Leonce, und faßte Clemencens Hände, Verzeihung! Ich mußte Sie sehn, durchaus sehn; konnte ich Sie verlassen, ohne Ihnen zu erklären, ohne Ihnen zu sagen —" Die Verwirrung des Besinnungslosen verrieth die Liebe, die er so lange unterdrückt hatte.

Clemence wollte ihn von sich wegstoßen, ihn fliehn; aber festgebannt durch seine Blicke,

berauscht von den Worten, die ihr Herz beseligten, sank sie kraftlos zurück.

„Konnten Sie denken, sagte er, daß ich, der Sie vom ersten Tage an vergöttert hatte, mich an eine Andre binden würde? Nein, Clemence, nein, das haben Sie nicht geglaubt. Alles trennt uns, ich weiß es ja, aber ich will mir wenigstens das Recht bewahren, Sie ewig zu lieben. Morgen verbanne ich mich für immer aus meinem Vaterlande. Meere werden zwischen uns liegen, Clemence; ich werde Sie nimmer, nimmer wiedersehn; aber wissen mußten Sie wenigstens, wie heiß Sie geliebt werden. Sagen Sie mir nur ein Wort, ein einziges Wort! Sagen Sie, daß Sie mich bedauern, daß Sie meiner denken werden."

Er drückte seine Lippen auf ihre Hände, sein brennender Odem umwehte ihre Wange, seine Worte berauschten und betäubten ihre Vernunft. Noch strebte sie sich der gefährlichen Uebermacht der Liebe zu entziehn; sie versuchte noch einmal zu fliehn.

„Ich gehe, ich gehe auf immer! wieder-

holte er. Sie werden bald von meinem Tode hören —"

Diese Worte brachen Clemencens Herz, das für die heißeste Liebe geschaffen, jetzt zum erstenmal die Glut der Leidenschaft empfand. Sie sank an seine Brust; „in Deinen Armen laß mich sterben, Leonce, stammelte sie mit erstickter Stimme, sollten auch ewige Quaalen meine Strafe seyn!"

Der Morgen dämmerte; in glänzender Frische erwachte die Natur. Leonce lag auf den Knieen vor der Unglücklichen, deren Frieden und Glück er auf immer zerstört hatte, und strebte vergebens, ihr den Muth einzusprechen, dessen sie bedurfte, um das Loos zu ertragen, das ihr durch seine unselige Liebe bereitet war. Minutenlang schläferte seine zauberische Stimme zwar ihr Gewissen ein, doch bald versank sie wieder in so trostlose Verzweiflung, daß Leonce, außer sich, ihr sein Leben zur Sühnung seines frevelhaften Glückes bot. Jetzt mußten sie sich trennen; Schmerzenslaute tönten von ihren Lippen, die noch

von glühenden Küssen brannten; ihre Arme umschlangen sich aufs Neue; da öffnete sich leise die Thüre des Salons und Eduard erschien.

Clemence schrie auf; vernichtet stand Leonce vor dem zürnenden Blick des Mannes, dessen Ehre er gekränkt hatte.

„Hätte mirs auch die ganze Welt gesagt, sprach Eduard mit gebrochner Stimme, nimmer, nimmer hätte ich das geglaubt! Unseliger! welches Herz hast Du zerrissen!"

Mein Leben gehört Dein, entgegnete Leonce leise und tonlos; ich werde es nicht vertheidigen.

„Was soll mir Dein Leben? Kann es mir das Glück, kann es dieser Unglücklichen die Ehre wiedergeben, die Du ihr geraubt hast? Geh! Entflieh! laß uns sterben; sie für Reue, mich für Gram. Aber nähere Dich nimmer dem Grabe Deines Vaters; sein erzürnter Schatten würde den undankbaren Frevler verstoßen. Geh, Elender, Deiner Verführungs-

kunst neue Opfer zu suchen, neue Thränen vergießen zu lassen; ich verschmähe es, jene zu rächen, die schon um Dich geflossen sind."

Ein Jahr später streute Eduard mit seinem Sohne, in tiefe Trauer gekleidet, Blumen auf Clemencens Grab, das sich neben dem Hügel erhob, wo der Oheim schlief. Frühzeitige Runzeln furchten des Wittwers kahle Stirn, dem selbst das Kosen seines Kindes kein Lächeln mehr entlockte; in Schmerz versunken, weilte er stundenlang an der Gruft jenes Wesens, das er so innig geliebt hatte. Jetzt näherte sich ein Fremder der heiligen Stätte: Karl war es, Leonce's Freund.

„Werden Sie, fragte er im Tone tiefster Wehmuth, werden Sie einem Sterbenden die letzte Bitte abschlagen?"

Eduard nahm das Blatt, welches jener ihm reichte und las: „Das Bewußtseyn meiner Undankbarkeit und meines Verbrechens hat ein Leben abgekürzt, das mir verhaßt war, Eduard, willst Du mir nicht vergönnen, neben meinem Vater zu ruhn?"

Eduards Augen blitzten; eine abschlägliche Antwort schwebte auf seinen Lippen, aber er neigte sein Haupt auf den Marmor, unter dem sein Oheim schlief, und als er sich wieder aufrichtete, sprach er mit ruhiger Würde:

„Lassen Sie Leonce's Leiche neben diesen Gräbern zur Erde bestatten, mein Herr, aber sparen Sie den Raum, denn ich bedarf seiner auch für mich, und dieses Grab wird nicht lange leer bleiben."

Madame Cottin.

Camenz,
gedruckt bei C. S. Krausche.